

2014

irritatiō, irritatiōnis f. (irrito), die *Erregung, Reizung, Anreizung*, I) die *physische*: tenesmos est irritatio ultimae partis directi intestini, Gaumenkitzel – II) die *gemütliche*, a) im allg.: *naturalis*, Gelage – b) insbes.: die Reizung zum Zorn, die Erbitterung, et irritatio quidem animorum ea prima fuit, irritatio et ira

irritatio

Informationen und Anregungen für Kirche & Hochschule



Mehr als ein Dach über dem Kopf

Studierendenwohnheime in
katholischer Trägerschaft –
ein Beitrag zu
Bildungsgerechtigkeit und
interkultureller Verständigung

Schwerpunkt

Mehr als ein Dach über dem Kopf

Studierendenwohnheime in katholischer Trägerschaft –
ein Beitrag zu Bildungsgerechtigkeit und interkultureller Verständigung

Beiträge

Bezahlbarer Wohnraum für Studierende

Bettina Kracht 2

Glauben. Leben. Lernen

Peter-Paul König..... 6

Studieren – Glauben – Leben

Johannes Zabel OP..... 11

70+

Ines Portugall..... 14

Zwei, die zusammengehören: Diakonie und Pastoral

Marianne Heimbach-Steins..... 18

Ortstermin I

Partizipation Studierender in katholischen Studentenwohnheimen

– in Zeiten eines beschleunigten Studiums und veränderter Studienbedingungen –.... 21

Ortstermin II

Ehrenamtliche vermitteln

– Konfliktmanagement im Albertus-Magnus-Haus in Konstanz 24

Ortstermin III

Von Studenten für Studenten

– Christsein im Alltag 26

Nachgefragt I

Dem Campus eine soziale Gestalt geben

Interview mit Prof. Dr. Rudolf Steinberg 28

Nachgefragt II

Wie lebt es sich so im katholischen Wohnheim?

Interviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern des Heidelberger
Albertus-Magnus-Hauses..... 31

Nachdenkliches 40

Kontext Hochschulpastoral

Das HochschulForum von KHG und ESG in München

... von Peter Blümel und Peter Marinkovic..... 42

Hochschule – Bildung – Wissenschaft 45

Informationen aus AKH – KHP – FHoK 48

Lesezeichen 53

Nachwort zu ... Mehr als ein Dach über dem Kopf

von Weihbischof Wilfried Theising 56

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in Deutschland leben etwa zehn Prozent der Studierenden in Wohnheimen. Diese werden zum überwiegenden Teil von den Studentenwerken getragen. Seit jeher haben auch die christlichen Kirchen in Universitätsstädten Wohnheime – bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts Bursen genannt – gebaut und unterhalten. Heute bieten katholische Bistümer, Siedlungswerke und Verbände rund 8.000 Wohnheimplätze für Studierende an.

Studentenwohnheime bedeuten zunächst kostengünstigen Wohnraum für Studierende – ein Faktor, der in Zeiten steigender Mietpreise für viele Studieninteressierte von großer Bedeutung ist.



Lukas Rölli

Katholische Studentenwohnheime eröffnen darüber hinaus Optionen für ein Leben in Gemeinschaft, geprägt von einem christlichen Geist der Solidarität. Sie bieten Studierenden eine soziale „Beheimatung“ in einer von Leistungsdruck und Anonymität gekennzeichneten Hochschulwelt.

Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts ist das kirchliche Wohnheimangebot in vielen Bistümern angesichts von Sparzwängen unter Rechtfertigungsdruck

geraten. In den letzten Jahren wächst wieder das Bewusstsein, dass für die Glaubwürdigkeit der Kirche in unserer Gesellschaft ihr soziales – theologisch gesprochen „diakonisches“ – Engagement von wesentlicher Bedeutung ist.

Dieses Themenheft der „irritatio“ ist in Zusammenarbeit mit dem Bundesverband Katholischer Studentenwohnheime entstanden. Es zeigt die vielen unterschiedlichen Dimensionen kirchlicher Wohnheimarbeit auf und beleuchtet die theologischen Grundlagen, auf denen diese Arbeit ruht. Gerade die Beiträge aus der praktischen Arbeit machen deutlich, dass die bewusste Ermöglichung und Förderung einer solidarischen Gestaltung des studentischen Lebensalltags, die Subventionierung kostengünstigen Wohnraums für Studierende und die Förderung einer christlichen Lebenskultur und Gastfreundschaft verschiedene Seiten einer Medaille sind: Sie sind Zeichen einer glaubhaften Verkündigung des Evangeliums im Raum unserer Hochschulen. In den vielen kirchlichen Wohnheimen werden sie Tag für Tag erfahrbar.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen bei der Lektüre erhellende Einblicke in diese besondere Form der Präsenz der Kirche an den Hochschulen.

Dr. Lukas Rölli
Geschäftsführer



Bezahlbarer Wohnraum für Studierende

– ein zentraler Faktor für gelingendes Studium und Bildungsgerechtigkeit

Bettina Kracht

Für Studierende ist es in den vergangenen Jahren spürbar schwieriger geworden, bezahlbaren Wohnraum zu finden. „Dach gesucht“, „Mangelware Studentenbude“, solche Schlagzeilen zu

Beginn des Herbsts sind mittlerweile vorhersehbar wie der Kälteeinbruch zum kurz danach folgenden Winter. Der Mix aus der hohen Zahl von Studienanfängern, hohen Mieten und fehlenden Wohnheimplätzen hat die Folge, dass in vielen Groß- und Hochschulstädten besonders zum Beginn des Wintersemesters eine regelrechte Wohnungsnot herrscht.

Auch in Städten wie Berlin, bisher Symbol für günstiges Wohnen auf großem Raum, wird es eng für Studierende. Und das wird die kommenden Jahre wahrscheinlich so anhalten.

Das wesentliche Problem an der Situation: Die Wohnungssuche belastet das Studium, insbesondere den Studienbeginn. Und zeigt: Ein erfolgreiches Studium braucht eine gut ausgebaute soziale Infrastruktur.

Der Bau von Studentenwohnheimen würde deutlich helfen, die Lage zu entspannen. Das mag nicht DAS Allheilmittel sein, doch eine Aufstockung der Wohnheimplätze käme besonders denen zugute, die besonders darauf angewiesen sind, um erfolgreich studieren zu können: Studienanfänger/innen, ausländische Studierende und Studierende mit einem

geringen Budget. Und es würde zusätzlich die regionalen Wohnungsmärkte entlasten, denn um bezahlbaren und preisgünstigen Wohnraum konkurrieren Studierende, einkommensschwache Singles und Familien.

Besondere Schwierigkeiten für Studierende

Von der angespannten Situation auf dem Wohnungsmarkt sind Studierende besonders stark betroffen, denn die allermeisten Studiengänge starten ausschließlich zum Wintersemester. Überspitzt gesagt: 500.000 Studienanfänger suchen innerhalb eines Monats nach einem geeigneten Dach über dem Kopf, neben all den anderen Wohnungssuchenden. Dementsprechend fallen die Erfahrungsberichte von Studierenden in einer Allensbach-Umfrage kritisch aus. „72 Prozent der Studierenden berichten von Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche, jeder Dritte sogar von erheblichen Schwierigkeiten.“¹ Auch in der DSW-Studie „Wohnraum-suche und Wohnen zu Studienbeginn“ schätzen mehr als 60 Prozent der befragten Studierenden die Suche nach einer geeigneten Unterkunft am Hochschulort als schwierig oder sehr schwierig ein.²

Doch was heißt eigentlich immer dieses „geeignet“, mit dem vor allem in der Öffentlichkeit argumentiert wird?

Hochschulnähe: Studierende suchen meist Wohnungen in der Nähe der eigenen Hochschule, die oft zentral liegen „und daher vergleichsweise teuer und infolge der häufigeren Wiedervermietungen auch deutlich stärker



Foto: Kay Henschelmann

von den Mietpreissteigerungen betroffen sind.“ (Studiensituation 2014: S. 13) Die vergebliche Suche nach Wohnraum in Zentrumsnähe ist nicht immer ein Luxusproblem. Gerade wegen eng getakteter Studienpläne von acht bis 18 Uhr wächst bei Studierenden der Wunsch nach Unterküften in Hochschulnähe. Auch lässt das geringe Budget oft lange Anfahrtswege oder gar ein eigenes Auto nicht zu.

Preisgünstig: Auch abseits des Stadtzentrums wird der Wohnraum knapp – die allgemeinen Preissteigerungen sind das viel größere Problem. Die Ergebnisse der Allensbach-Untersuchung „zeigen deutlich, dass es weniger die Lage der Wohnung ist, die den Studierenden zu schaffen macht, als vielmehr die Schwierigkeiten, die sich mit der Suche nach einer geeigneten und vor allem bezahlbaren Wohnung verbinden. [...] Viele von ihnen (Studierenden) werden durch die Preissteigerungen auf dem Wohnungsmarkt besonders empfindlich getroffen.“ (Studiensituation 2014: S. 18)

Die Ausgaben für Miete und Nebenkosten belasten das Portemonnaie der Studierenden am stärksten. Sie variieren mit den regionalen Bedingungen und der Größe des Hochschulorts, im Durchschnitt jedoch geben Studierende rund 34 Prozent ihrer monatlichen Einnahmen (Ø 864 Euro) fürs Wohnen aus, nämlich 298 Euro.³

Die Relevanz von Wohnheimen

Seitdem die Wohnraumsituation so schwierig geworden ist, wird die Relevanz von Wohnheimen wieder deutlicher. Sie liegen auf der Beliebtheitskala der Studierenden auf dem vierten Platz hinter u.a. Wohngemeinschaften und eigenen Wohnungen, werden aber in den vergangenen Jahren stärker nachgefragt: „72 Prozent aller Studierenden bemängeln, dass es in ihrer Studienstadt zu wenige Wohnheimplätze gibt. Vor allem Studenten, die von Schwierigkeiten berichten, in ihrer Studienstadt eine bezahlbare Wohnung zu finden, klagen über das

mangelnde Angebot an Studentenwohnheimplätzen. 81 Prozent von ihnen kritisieren, dass es bei ihnen am Studienort zu wenige Plätze in den Studentenwohnheimen gibt.“ (Studiensituation 2014: S. 15)

Wohnheime sind insbesondere für Studienanfänger/innen wichtig. Vor allem für Studierende, die ihren Wohnort wechseln, besteht Druck, passenden Wohnraum zu finden.⁴ Zugezogene Studienanfänger/innen sind auch notgedrungen am ehesten bereit, die hohen Mieten in Kauf zu nehmen, da sie den Mietspiegel vor Ort oft nicht kennen und keine Zeit zum Vergleich haben. Der günstige Preis (27 Prozent) oder die Nähe zum Hochschulort (23 Prozent) werden aber als Entscheidung fürs Wohnheim der Studentenwerke überdurchschnittlich häufig genannt. Denn mit durchschnittlich 214 Euro ist es die günstigste Wohnmöglichkeit außerhalb des Elternhauses.⁵

Die Aufmerksamkeit in den Medien der vergangenen Jahre für das Thema studentischer Wohnraum hat auch private Investoren auf den Plan gerufen. Was sie anbieten, ist aber allenfalls für eine kleine Gruppe interessant, die sich das auch leisten kann. Im Gegensatz zu den Investoren und ihren Rendite- und Gewinnabsichten zielen die Studentenwerke in Umsetzung ihres Sozialauftrags darauf, preisgünstige Mieten anbieten zu können, vor allem für Studierende mit schmalen Geldbeutel. Sie vergeben Wohnraum nach dem sozialen Bedarf, nicht nach der Bonität des Mieters. Rund die Hälfte der Studierenden in den 183.000 Wohnheimplätzen der Studentenwerke hat 640 Euro oder weniger monatlich zur Verfügung. Die 298 Euro durchschnittliche Mietausgaben aus der 20. DSW-Sozialerhebung als Grundlage genommen, betrüge der Mietanteil für sie schon 44 Prozent. Die durchschnittlich 84 Euro, die ein Wohnheimplatz der Studentenwerke weniger kostet, sind hier besonders wichtig – auch für die insgesamt mehr als 50 Prozent der Studierenden, die 864 Euro



oder weniger im Monat zu Verfügung haben. (20. Sozialerhebung: S. 200ff) Um die Mieten in den Wohnheimen für Studierende auf bezahlbarem Niveau zu halten, sind staatliche Zuschüsse notwendig. Das gilt für den Neubau ebenso wie für die Sanierung des Altbestands.

Der integrative Charakter

Neben der Versorgungsfunktion mit Wohnraum hat das Wohnen im Wohnheim für einen großen Teil der Studierenden auch ein integratives Moment, vor allem zu Studienbeginn. Die Bewertung der Aussage „Durch meine Wohnsituation habe ich am Hochschulort schnell Anschluss gefunden“ liegt unter Wohnheimbewohnern dementsprechend hoch. 50 Prozent stimmen dieser Aussage zu, bei den Studierenden anderer Wohnformen sind es nur 29. (Studentenwerksleistungen und Studienerfolg: S. 39) Das kommt auch ausländischen Studierenden zugute. Noch nie zuvor sind so viele für ein Studium nach Deutschland gekommen. Die Zimmer- und Wohnungssuche ist für sie das Problem Nummer eins, 42 Prozent haben damit (sehr) große Schwierigkeiten.⁶ Die meisten von ihnen sind auf eine günstige und vor allem kurzfristig verfügbare Unterkunft angewiesen: Die monatlichen Budgets liegen durchschnittlich gut zehn Prozent niedriger als bei deutschen Studierenden, viele kommen nur für ein bis zwei Semester zu einem Studienaufenthalt nach Deutschland und 41 Prozent geben an, dass der Kontakt zu deutschen Studierenden schwierig ist. Die geringen Kosten, die kurzfristige Verfügbarkeit sowie die Möglichkeit zur Kommunikation und Integration sind für sie besonders entscheidend. 37 Prozent der Bildungsausländer wohnen in einem Wohnheim. (Ausländische Studierende in Deutschland: S. 33)

In die Zukunft schauend

Wir haben so viele Studierende wie noch nie zuvor, zusätzlich sieht die Internationalisie-

rungsstrategie von Bund und Ländern vor, bis zum Jahr 2020 die Zahl der ausländischen Studierenden auf 350.000 zu erhöhen. Dementsprechend hält sich – laut neuer Prognose der Kultusministerkonferenz⁷ – die hohe Zahl von Erstsemestern bis zum Jahr 2025.

Diese Studierenden brauchen nicht nur einen Platz im Hörsaal, sondern auch geeigneten, bezahlbaren Wohnraum, um sich aufs Studium konzentrieren zu können. Eine höhere



Bewohner/innen des Erich-Markel-Hauses in Weimar, einem Wohnheim des Studentenwerks Thüringen.
Foto: Kay Herschelmann

Wohnpauschale wie in der 25. BAföG-Novelle geplant, kommt zwar den rund 20 Prozent BAföG-Empfänger/innen zugute, jedoch nicht den vielen Studierenden, die ohne BAföG auch nicht mehr Geld zur Verfügung haben. Die Erhöhung belastet den Bundeshaushalt außerdem dauerhaft, ein beispielsweise über vier Jahre gestrecktes Investitionsprogramm für neue Wohnheimplätze dagegen nicht.

Die Schaffung von mehr Wohnheimplätzen bleibt also unausweichlich, um diejenigen Studierenden, die besonders auf eine gute soziale Infrastruktur angewiesen sind, zu unterstützen. Denn die Studentenwerke bieten ihren Mieter/innen mehr als günstiges Wohnen: Integration und Kommunikation, Freunde aus aller Welt, Beratung und Hilfe in Notlagen, Selbstverwaltung, keine Bürgschaften. Die Wohnheime der Studentenwerke gehen auf die Bedürfnisse der Studierenden ein, bieten sowohl Wohnen in WGs als auch in Einzelapartments und speziellen Wohnraum für studierende Eltern und Studierende mit Behinderung. Das ist ein zentraler Beitrag für mehr Bildungsgerechtigkeit im sozial nach wie vor stark selektiven deutschen Hochschulsystem. Die Wohnheime der Studentenwerke werden überdies mit Architekturpreisen ausgezeichnet und rüsten sich mit moderner Umwelttechnik für die Zukunft. Was will man mehr? «

-
- ¹ Fünfte Allensbachstudie „Studiensituation 2014“, durchgeführt vom Institut für Demoskopie Allensbach im Auftrag des Reemtsma Begabtenförderungswerks, S.13
- ² Vgl. „Wohnraumsuche und Wohnen zu Studienbeginn“, S.11
- ³ Vgl. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks
- ⁴ Dies bestätigen auch die vorliegenden Daten: Innerhalb der ersten drei Studienjahre liegt der Anteil an Wohnheimbewohner(innen) unter allen Studierenden bei 15 bis 16 %. (Studentenwerksleistungen und Studienerfolg: S.37f)
- ⁵ Vgl. Wohnraumsuche und Wohnen zu Studienbeginn. Ergebnisse einer HISBUS-Befragung. DZHW 10/2013., S.8
- ⁶ Vgl. Ausländische Studierende in Deutschland., S. 47
- ⁷ Vgl. Vorausberechnung der Studienanfängerzahlen 2014-2025. Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, Mai 2014

Autorin:

Bettina Kracht ist Online-Redakteurin im Referat Presse des Deutschen Studentenwerks.

Quellen:

Fünfte Allensbachstudie „Studiensituation 2014“. Durchgeführt vom Institut für Demoskopie Allensbach im Auftrag des Reemtsma Begabtenförderungswerks . Vorausberechnung der Studienanfängerzahlen 2014-2025. Ständige Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland, Mai 2014

Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2012. 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks. Durchgeführt durch das HIS-Institut für Hochschulforschung

Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerkes 1951–2012. Dr. Elke Middendorff, Deutsches Zentrum für Hochschul-und Wissenschaftsforschung (DZHW)

Ausländische Studierende in Deutschland 2012. Ergebnisse der 20. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks. Durchgeführt vom Deutschen Zentrum für Hochschul-und Wissenschaftsforschung (DZHW)

Studentenwerksleistungen und Studienerfolg. Durchgeführt vom Deutschen Zentrum für Hochschul-und Wissenschaftsforschung (DZHW), März 2014. Wohnraumsuche und Wohnen zu Studienbeginn. Ergebnisse einer HISBUS-Befragung. DZHW 10/2013, im Auftrag des Deutschen Studentenwerks



Glauben. Leben. Lernen

Katholische Studierendenwohnheime als pastorales und diakonisches Handlungsfeld im 21. Jahrhundert

Peter-Paul König

„Unser Wohnheim ist zwar katholisch, das hat aber nichts zu bedeuten“, hieß es auf der Internetseite eines katholischen Studierendenwohnheims. So fragwürdig und irritierend diese „Selbstdarstellung“ auch ist, sie hat immerhin

den Wert, dass mit ihr wichtige Fragen aufgeworfen werden: Was bedeutet es, dass ein Studierendenwohnheim „katholisch“ ist? Was zeichnet derartige Wohnheime aus? Worauf lassen sich die ein, die hier einziehen? Was erwarten sie? Und auch: Was begründet und rechtfertigt zu Beginn des 21. Jahr-

hunderts das Engagement der Kirche im Bereich der Wohnheime?

als ‚Intimität der kleinen Herde‘ verstanden, sondern vielmehr durch Offenheit, Integration, Überwindung von Vorurteilen und durch das Vorleben von christlichen Werten im alltäglichen Umgang miteinander erfahrbar.“

Auf die gesellschaftliche Dimension der Wohnheimpastoral hatte bereits das II. Vatikanum hingewiesen: „Weil das Schicksal der Gesellschaft und der Kirche selbst mit der Entwicklung der Hochschulstudenten sehr eng verbunden ist, sollen die Oberhirten der Kirche nicht nur für das geistliche Leben der Studenten an katholischen Universitäten Sorge tragen; sie sollen vielmehr ... darauf achten, daß auch an nichtkatholischen Universitäten katholische Studentenwohnheime und Universitätszentren errichtet werden ...“²

In diesem Beitrag möchte ich der Frage nachgehen, inwiefern diese Einschätzung aus dem Jahr 1965 für die Entwicklung von Kirche und Gesellschaft im 21. Jahrhundert noch ihre Gültigkeit besitzt – auch angesichts der deutlichen Akzentuierung, die die „Option für die Armen“ im Pontifikat von Papst Franziskus I. erfahren hat: Bei allen Nöten, die ein Studium z.B. für junge Menschen aus dem Ausland mit sich bringen kann, gehören Studierende (vor allem perspektivisch) eher zu den „Privilegierten“.

Dazu werde ich aktuelle Dokumente zu den Herausforderungen der Kirche in unserer Zeit (das Apostolische Schreiben „Evangelii Gaudium“³ von 2013 sowie Dokumente zur „lokalen Kirchenentwicklung“) in Beziehung setzen zu Erfahrungen aus der Wohnheimpastoral im Bis-



Foto: P.-P. König

hunderts das Engagement der Kirche im Bereich der Wohnheime?

Auf die Frage nach dem spezifischen Profil von katholischen Studierendenwohnheimen gibt es vermutlich so viele Antworten wie entsprechende Häuser. Der Bundesverband katholischer Studentenwohnheime e.V. versucht es mit folgender Charakterisierung: „Durch ein pastorales Angebot und durch die Gemeinschaft werden in unseren Wohnheimen christlicher Glaube und Kirche gelebt und konkret erfahren.“¹ Das Leitbild der Studierendenwohnheime der Erzdiözese Freiburg spricht von „diakonischen Einrichtungen mit pastoralem Auftrag“ und führt aus: „In den katholischen Studentenwohnheimen spiegelt sich ... die gesellschaftliche Realität einer sich verändernden ‚Volkskirche‘ wieder; gleichzeitig wird Kirche hier nicht

Der Bundesverband Katholischer Studentenwohnheime e.V.

Der „Bundesverband Katholischer Studentenwohnheime e.V.“ (BV) wurde 1960 als „Verein zur Förderung Katholischer Studentenwohnheime und Kollegienhäuser e.V.“ gegründet und erhielt 1999 seinen jetzigen Namen.

Er ist Mitglied im „Forum Hochschule und Kirche e.V.“ (FHoK). Derzeit gehören dem BV deutschlandweit 57 katholische Studentenwohnheime (mit zusammen rund 5400 Wohneinheiten) an, die unterschiedlich organisiert sind: Träger können zum Beispiel Bistümer, Kirchengemeinden, Stiftungen oder Vereine sein. Die Mitgliedschaft im BV erfolgt auf Antrag beim Vorstand, als katholisches Studentenwohnheim gehört man dem Verein nicht automatisch an. Daher sind im BV nicht alle, wohl aber die meisten katholischen Studentenwohnheime in Deutschland zusammengeschlossen; neue Mitglieder sind stets willkommen. Der jährliche Mitgliedsbeitrag hängt von der Wohnheimgröße ab und beträgt pro Wohnheimplatz 0,50 Euro im Jahr. Der Verein finanziert seine Arbeit ausschließlich über Mitgliedsbeiträge und erhält keine weiteren Zuwendungen.

Der BV unterstützt seine Mitglieder, indem er eine Plattform für einen gegenseitigen Austausch und eine Vernetzung untereinander schafft. Neben Fragen der Organisation und Struktur katholischer Studentenwohnheime spielen hochschulpastorale Belange, etwa die Einbindung in die Kirche und die Zusammenarbeit mit den Hochschulgemeinden vor Ort, eine wichtige Rolle. Darüber hinaus berät der BV bei der Ausarbeitung und Weiterentwicklung eigener Profile, stellt dafür Materialien zur Verfügung und organisiert Fortbildungen – letzteres auch in Zusammenarbeit mit dem „AK Beratung“ der Konferenz für Katholische Hochschulpastoral (KHP) und dem FHoK. Außerdem betreibt der BV Öffentlichkeitsarbeit und sucht aktiv das Gespräch mit Vertreterinnen und Vertretern aus Kirche und Politik.

Informationen und Kontakt:

www.katholische-studentenwohnheime.de,
1. Vorsitzender Andreas Braun (Freiburg),
E-Mail:
Braun@katholische-studentenwohnheime.de

tum Hildesheim. Alles, was folgt, hat also den Charakter der beispielhaften Veranschaulichung, nicht der systematischen Darstellung. Dennoch hoffe ich, dass auf diesem Wege exemplarisch deutlich wird, was es bedeuten kann, dass ein Studierendenwohnheim „katholisch“ ist.

Communio

„Der postmoderne und globalisierte Individualismus begünstigt einen Lebensstil, der die Entwicklung und die Stabilität der Bindungen zwischen den Menschen schwächt“, schreibt Papst Franziskus in *Evangelii Gaudium*: Das seelsorgliche Tun müsse „noch besser zeigen,

dass die Beziehung zu unserem himmlischen Vater eine *Communio* fordert und fördert, die die zwischenmenschlichen Bindungen heilt, begünstigt und stärkt.“⁴

Für die Studierendenwohnheime im Bistum Hildesheim ist der Gemeinschaftsaspekt zentral, und so ist er in vielfacher Hinsicht in deren Satzungen verankert. Weit wichtiger als der „Buchstabe“ ist natürlich, wie „*Communio*“ hier gelebt wird. An einem – zugegeben nicht alltäglichen – Beispiel möchte ich dies illustrieren: der Organisation und Gestaltung der 50-Jahrfeier des Göttinger Wohnheims im Jahr 2013. Unter der Federführung der Heim-



sprecherInnen waren alle Wohngemeinschaften daran beteiligt. Jeder Flur übernahm eine Aufgabe – von der Gestaltung und dem Versand der Einladungen über die Organisation von Übernachtungsplätzen, die Koordination einer „Lecture“ des Generalvikars zum Thema „Leben aus dem Glauben“, die Vorbereitung des Gottesdienstes sowie einer Ausstellung zur Geschichte des Wohnheims bis hin zum Schmücken der Räumlichkeiten, zur Bereitstellung des Buffets, zur Ausrichtung einer Party mit Live-Musik und des Frühstück für die auswärtigen Gäste sowie einer kurzweiligen Stadtführung am kommenden Morgen.

Charismenorientierung

Das Fest – in seiner Entstehung Ausdruck von Gemeinschaft – wurde schließlich zu einem



Gottesdienst im KHG-Wohnheim Göttingen

Foto: P.-P. König

gemeinschaftlichen Erlebnis, das bis heute im Wohnheimalltag nachklingt. Und zugleich ist es ein Spiegel des Wohnheimlebens und seiner BewohnerInnen, die sich mit ihren Talenten, Fähigkeiten und Interessen eingebracht haben.

„Mit ihren je eigenen Begabungen bauen sie die Kirche auf“, schreibt der Hildesheimer Bischof Norbert in seinem Hirtenwort zur österlichen Bußzeit 2011: „Kirche wird lebendig, wenn Christen entdecken, dass sie als Getaufte

den Heiligen Geist in sich tragen und zu einem Leben aus dem Glauben berufen sind.“⁵

Das gilt natürlich nicht nur für das Feiern von Festen, sondern vor allem im alltäglichen Zusammenleben: „Durch das gemeinschaftliche Zusammenleben in den Wohngruppen kann eindrücklich vermittelt werden, dass spirituelles Handeln und konkreter Dienst am Menschen eng miteinander verbunden sind“⁶. Diese wechselseitige Unterstützung Studierender wird in unseren Wohnheimen besonders gefördert – sie ist Ausdruck christlicher Wertorientierung und Sendung.

Sendung

„Im Mittelpunkt des Evangeliums selbst stehen das Gemeinschaftsleben und die Verpflichtung gegenüber den anderen“, schreibt Papst Franziskus und weist damit auf den „unausweichlich sozialen Inhalt“⁷ der christlichen Botschaft hin: „Wie die Kirche von Natur aus missionarisch ist, so entspringt aus dieser Natur zwangsläufig die wirkliche Nächstenliebe, das Mitgefühl, das versteht, beisteht und fördert.“⁸

Nach innen zeigt sich dies in katholischen Studierendenwohnheimen z.B. im Engagement für die Gestaltung des Gemeinschaftslebens, in der Organisation von Veranstaltungen, in der Bildung von Lerngruppen, in der Übernahme von Verantwortung, etwa durch die Wahrnehmung eines Amtes in einem der Organe der Mitbestimmung oder im Rahmen der Entwicklung einer konstruktiven Konfliktkultur; nach außen im sozialen Engagement z.B. für die Bewohnerinnen und Bewohner eines benachbarten Altenheims – wie im Wohnheim in Braunschweig.

Nach dem Konzept lokaler Kirchenentwicklung im Bistum Hildesheim ist diese Sendung „nach außen“ von entscheidender Bedeutung: „Während die Erfahrung der Sammlung und Gemeinschaft vielen wichtig ist und bleibt, gilt es zugleich kritisch die Frage zu stellen,

ob alle kirchlichen Orte sich ihrer Aufgabe und Sendung bewusst sind. Ohne Sendung ist die Kirche nicht sie selbst ...“⁹ Der Anspruch einer „Kirche am Lebensort“ bestehe darin, so Regens Dr. Christian Hennecke, „die Hingabe und Liebe Christi nach innen wie nach außen hin“ zu leben.¹⁰

Evangelisierung

Mit dem sozialen Engagement ist ein Feld christlichen Handelns benannt, ein anderes liegt in der Verkündigung: „Die Verkündigung an die Welt der Kultur schließt auch eine Verkündigung an die beruflichen, wissenschaftlichen und akademischen Kulturen ein. Es geht um die Begegnung zwischen dem Glauben, der Vernunft und den Wissenschaften“, schreibt Papst Franziskus in dem erwähnten Dokument und bezeichnet die Universitäten in diesem Zusammenhang als einen „bevorzugte(n) Bereich, um dieses Engagement der Evangelisierung auf interdisziplinäre Weise und in wechselseitiger Ergänzung zu entfalten“.¹¹

In katholischen Wohnheimen leben Studierende unterschiedlicher Disziplinen und in der Regel verschiedenster Nationalitäten, Konfessionen und Religionen unter einem Dach – die Wohnheime sind nicht zuletzt ein Ort gelebter christlicher Gastfreundschaft. Es liegt auf der Hand, dass sie damit einen fruchtbaren Rahmen für Begegnungen zwischen Glauben und Wissenschaft und darüber hinaus für das interkonfessionelle und interreligiöse Gespräch darstellen – auch „mit dem Ziel, die Werte der anderen anzuerkennen, die Sorgen zu verstehen, die ihren Forderungen zugrunde liegen, und die gemeinsamen Überzeugungen ans Licht zu bringen.“¹²

Darüber hinaus bezieht sich der Auftrag der Evangelisierung immer stärker auch auf junge Menschen, die getauft sind: „Sie sind in der Regel Suchende, Getaufte, die noch keine oder nur sehr anfanghafte Erfahrungen mit dem Gott

Jesu Christi gemacht haben. Sie sind werdende Christen, Katechumenen.“¹³ Dafür gilt es angemessene Formen spiritueller Praxis zu finden. In der Wohnheimpastoral bieten sich dazu unserer Erfahrung nach besonders vielfältige Möglichkeiten: So haben wir in Göttingen im vergangenen Semester ein Format entwickelt, in welchem zunächst in einer der Wohnheimküchen gemeinsam gekocht wird; anschließend feiern wir Eucharistie, um schließlich gemeinsam zu essen: „Gott in allen Dingen suchen und finden“, lautet der Titel der monatlich stattfindenden Veranstaltung, ein Wort von Ignatius von Loyola aufgreifend.

Diakonie

Communio, Sendung und Verkündigung sind nicht zuletzt durch christliche Werte geprägt. Diese gilt es im Wohnheimalltag zu leben, auch und gerade dort, wo dies schwierig ist. So fordert die „Zuwendung zum Nächsten“, von der Papst Franziskus spricht, in Bezug auf Studierendenwohnheime m.E. auch Taten der Geschäftsführung. Das beginnt mit der Bereitstellung von bezahlbarem Wohnraum, setzt sich über den Kontakt zu Initiativen wie „Arbeiterkind.de“ fort und endet mit der Einrichtung von Notfonds noch lange nicht.

Wie soll man mit einem Studierenden umgehen, der seine Miete nicht mehr bezahlt und auf unsere Kommunikationsversuche nicht reagiert? In unserem Wohnheim in Hildesheim hatten wir so einen Mieter. Es dauerte lange, bis sich herausstellte, dass der Student eine Diagnose als Asperger-Autist hatte, dass die BAföG-Zahlungen eingestellt worden waren, dass seine alleinerziehende Mutter inzwischen Hartz IV-Empfängerin war ...

Über den Kontakt zur KHG erhielt er eine Unterstützung aus dem Notfonds, einen Teil der Miete erließen wir ihm und gewährten ihm für eine Übergangszeit Wohnrecht, bis er in einer Wohnform, die sich speziell an junge



Menschen mit diesem Krankheitsbild richtet, eine Alternative fand.

Angesichts des wirtschaftlichen Drucks, unter dem die Häuser stehen, sind derartige Entscheidungen nicht immer einfach. In den Wohnheimen im Bistum Hildesheim ist uns dies – wie vieles andere nicht zuletzt durch den engen Kontakt zu den KHGn möglich, in deren Händen die pastorale und diakonische Leitung der Häuser liegt.

Glauben. Leben. Lernen.

Wie Gemeinschaft lebbar ist, deren Gestalt sich – vor allem auch angesichts der mit den kurzen Studienzeiten verbundenen häufigen Wechsel – fortwährend wandelt, das lässt sich in katholischen Studierendenwohnheimen erfahren. Wenn dies gelingt, dann können von diesen Orten wichtige Impulse ausgehen, nicht nur für das weitere Leben einzelner und in die Gesellschaft hinein, sondern auch für die zukünftige Entwicklung der Kirche: „Die jungen Menschen bezeugen ... durch ihre Gestaltung des Christ-Seins eine Vision des Geistes Gottes von der Kirche von morgen. Dann bräuchten wir also lediglich genau hinzuschauen und wahrzunehmen und zu würdigen, in welche Richtung der christliche Glaubensweg der jungen Menschen sich entfaltet, um herauszubekommen, welche Perspektiven sich für das Kirche-Sein ergeben.“¹⁴

Katholische Studierendenwohnheime sind Orte, an denen sich die Gegenwart zur Zukunft hin öffnet, Orte, an denen Glauben gelebt und Leben gelernt wird. Und so lautet das Motto der Studierendenwohnheime im Bistum Hildesheim: „Glauben. Leben. Lernen.“ ‹‹

¹ Leitbild des Bundesverbands Katholischer Studierendenwohnheime e.V., 2010; vgl. hierzu auch: Qualitätskriterien für die Hochschulpastoral im Bistum Hildesheim, 2012, S. 18

- ² GRAVISSIMUM EDUCATIONIS, Erklärung des II. Vatikanischen Konzils über die christliche Erziehung, 1965, 10
- ³ EVANGELII GAUDIUM, Apostolisches Schreiben des Heiligen Vaters Papst Franziskus, 2013
- ⁴ EVANGELII GAUDIUM, 67
- ⁵ „Seht her, nun mache ich etwas Neues“, spricht der Herr, „schon kommt es zum Vorschein“ (Jes 43,18), Hirtenwort zur österlichen Bußzeit des Bischofs von Hildesheim Norbert Trelle, 2011, S. 4
- ⁶ Leitbild der katholischen Studentenwohnheime auf dem Gebiet der Erzdiözese Freiburg, 2006, S. 2
- ⁷ EVANGELII GAUDIUM, 177
- ⁸ EVANGELII GAUDIUM, 180
- ⁹ Lokale Kirchenentwicklung -Orientierungen, Hauptabteilung Pastoral im Bistum Hildesheim, 2013, S. 5
- ¹⁰ Vgl. Hennecke, Christian: Kirche, die über den Jordan geht. Expeditionen ins Land der Verheißung. 4. Auflage. Münster: Aschendorff Verlag 2010, S. 197
- ¹¹ Vgl. EVANGELII GAUDIUM, 132f.
- ¹² EVANGELII GAUDIUM, 253
- ¹³ Hennecke, S. 21
- ¹⁴ Hennecke, S. 20

Autor

Peter-Paul König studierte katholische Theologie und Germanistik und arbeitete viele Jahre in der Erwachsenenbildung. Heute leitet er die Katholische Hochschulgemeinde in Göttingen, ist Geschäftsführer der Studierendenwohnheime in Braunschweig, Göttingen und Hildesheim sowie Organisations- und Gemeindeberater im Bistum Hildesheim.

Studieren – Glauben – Leben:

Das neue katholische Hochschulzentrum in Vechta

Johannes Zabel OP

„Kirche am Campus“ ist neu in Vechta und doch schon weit bekannt: Es handelt sich um das Gemeindezentrum der Katholischen Hochschulgemeinde (KHG) an der Universität Vechta, die eine ökumenische Kooperation mit der Evangelischen Studierendengemeinde (ESG) praktiziert. In diesem Haus befinden sich außerdem das Mentorat für die Studierenden des Faches katholische Theologie mit dem Ziel Religionslehrer/in sowie das „Café am Campus“, eine caritative Einrichtung, in der Menschen mit und ohne Behinderung arbeiten. Vier Zimmer für Studierende mit einer Gemeinschaftsküche ergänzen das Projekt. Den „Eckstein“ des Gebäudes bildet die Kapelle, die Edith Stein geweiht ist. Und alles ist unter einem Dach.

Der Titel „Mehr als ein Dach über dem Kopf“ erfährt hier eine weitere Bedeutung: weil das eine Dach der Kirche am Campus zugleich das Dach für jede Einrichtung ist, die sich hier zuhause fühlen kann. Das eine Dach verbindet die Teile zu einem Ganzen – nicht nur architektonisch, sondern auch inhaltlich. Wobei die ökumenische Kooperation nur einen Aspekt darstellt. Das eine Dach beinhaltet in diesem Sinne auch einen Anspruch auf „Inklusion“ – und im Café am Campus wird dieses realisiert: Menschen unterschiedlicher Milieus und Bildungschancen, mit und ohne Behinderung, werden füreinander sensibilisiert.

Eine Neukonzeption der KHG war erforderlich, weil die alte Kapelle, die bisher in einem Teil des Uni-Gebäudes untergebracht war, einen neuen Platz erhalten musste. Weitere Räume der KHG befanden sich an einem anderen Ort.

Das Bischöflich-Münstersche Offizialat mit Weihbischof und Offizial Heinrich Timmerevers plante dann eine Zusammenführung in einem Neubau. Ein Neubau für eine Katholische Hochschulgemeinde! Ein seltenes Ereignis in Deutschland. Und ein Ereignis für Vechta: Die Kirche baut – und das „nicht für sich selbst“, sondern für Studierende. Die Zusammenführung der KHG-Räume wurde dann ergänzt um die Einrichtung eines Cafés und um vier Wohnheimplätze für Studierende. Es sollte eine Einheit werden: ein Ort des Glaubens, ein Ort der Begegnung, ein Ort des Lernens und ein Ort des Wohnens. Im Januar 2014 erfolgte die Einweihung.

Jede Einrichtung hätte auch für sich selbst gebaut werden können – aber wo bliebe dann das gemeinsame Dach: das eine Dach? In einer getrennten Existenz wäre die Funktionalität, das Eindimensionale stärker ausgeprägt. In der (architektonischen) Zusammenführung wird ein Grundstein gelegt, der die Voraussetzung für eine Vernetzung bildet. Studieren, Glauben, Leben sollen eine Einheit erfahren. Der heute in der Gesellschaft vorherrschenden Tendenz, „Bildung“ durch „Ausbildung“ zu ersetzen, muss entgegengesteuert werden. Die „Kirche am Campus“ versucht mit ihrer Konzeption, einen Ort für das Ganzheitliche anzubieten. Einen Ort, wo Studieren, Glauben, Leben einen harmonischen



Foto: Martina Rönnau



Dreiklang bietet. Damit „Studieren“ mehr ist als ein sich Bemühen um Bildungsinhalte. Zur Abrundung des Konzepts wurde auch an zwei Seminarräume gedacht, die – ohne Trennwand – einen großen Raum ergeben.

Das Herzstück des Gebäudes ist zugleich ein Schmuckstück, das in seiner Schlichtheit und gleichzeitigen Ausdrucksstärke „entdeckt“ werden will und kann: die Edith-Stein-Kapelle. Mit 70 Quadratmetern bietet sie ausreichend Raum für Gottesdienste. Mobile Sitzbänke ermöglichen Variationen. Ein zusätzlicher Eingang von der Straße gewährleistet einen eigenen Zugang zur Kapelle, zusätzlich zum Flur des Hauses. Das betont sowohl die Eigenständigkeit der Kapelle wie auch die Zugehörigkeit zum Haus.



Edith-Stein-Kapelle Foto: Jörg Sarbach

Das Besondere in dieser Kapelle ist eine von uns so benannte „Lebensmauer“, die Edith-Stein-Mauer. Die Innenwände der Kapelle sind mit dem gleichen Klinker wie die Außenfassade gestaltet. Eine Wand hat mit dieser „Lebensmauer“ eine besondere Ausführung erhalten: Auf 50 Mauervorsprüngen können Besucher Opferkerzen aufstellen und/oder Zettel mit Fürbitten in die Fugen rechts oder links neben die herausgezogenen Klinker stecken. Denn diese „Fugen“ sind unverfugt geblieben und bieten somit Raum für Lob, Dank, Bitten oder Klagen. Die 50 Mauervorsprünge in der Kapelle

stehen für die 50 Lebensjahre von Edith Stein. Die Mauer ist eine Reminiszenz an die „Klagemauer“ in Jerusalem, womit an die jüdische Herkunft Edith Steins erinnert wird.

Ein wichtiger Grundgedanke bei der architektonischen Konzeption des Gebäudes war das Zusammenfließen von Innen und Außen. Exemplarisch zeigt sich dies in der Kapelle: Sie verfügt entsprechend dem offenen Raumkonzept über eine Glasfassade, die zum Innenhof durch Schiebetüren geöffnet werden kann. Ein Osterfeuer kann so draußen stattfinden und zugleich von innen erlebt werden.

Das Gebäude der „Kirche am Campus“ hat eine Neigung: Das Flachdach fällt leicht von der Kapelle zum Café und den Zimmern für die Studierenden ab. Die Kapelle mit einem großen Fensterkreuz in der Wand bildet den höchsten Teil des Gebäudes, danach neigt sich das Dach zu den übrigen Teilen des Hauses. Innerhalb dieser Einheit wird die Kapelle als das höchste Gebäudeteil also betont, ohne aber den Eindruck der Ganzheit zu mindern.

Die „Ganzheitlichkeit“, die im Zusammenbringen von Studieren, Glauben, Leben zum Ausdruck kommt, ist immer schwieriger herbeizuführen. Studierende bewegen sich in einer eigenen „Lebenswelt“, so zeigen es zumindest ältere Untersuchungen. Heutzutage zeigt sich aber die stärker werdende Tendenz einer „Arbeitswelt“ an der Universität. Das Leben kommt zu kurz, zumindest das Leben im Uni-Kontext, weil dieser Kontext nur durch das Studieren bestimmt wird. Und das kann heißen: Seminarräumtür erst auf und dann wieder zu. Das gleiche gilt für die Bibliothek. Vielleicht kommt noch die Mensa hinzu. „Lebenswelt“ kann so nicht begriffen werden. Das klingt alles nach „Arbeitswelt“.

Wie kann und soll sich eine Katholische Hochschulgemeinde in diesem Spannungsfeld positionieren? Ist sie eine Verlängerung und Fortführung der jetzigen „Uni-Welt“ – bietet sie

also einen Mittagstisch und Seminarräume an, die ein Spiegelbild der Uni darstellen könnten? Oder ist sie ein „Kontrastmodell“ zum Alltag der „Uni-Welt“? Ein Modell, das sich wieder an einer „Lebenswelt“ orientiert und das „Studieren, Glauben, Leben“ wieder zusammenführt?

Diese Zusammenführung fängt bei der Architektur an, und geht dann darüber hinaus. Aber ohne ein Gebäude, das eine inhaltliche Einheit vermittelt, kann es keine studentische Lebenswelt geben, die eine Einheit im Leben herzustellen versucht. Die katholische Hochschulpastoral muss mehrgleisig bzw. „mehrsprachig“ ausgerichtet sein, ohne die Einheit zu verlieren, wenn sie in „beiden Welten“ bestehen will. Die Herausforderung zeigt sich bisher schon an den Zielgruppen: zum einen Studierende, aber eben auch alle Hochschulmitglieder (in den Katholischen Hochschulgemeinden). Hier und dort kann daraus ein Spagat entstehen.

Ein ähnlicher Spagat besteht zwischen einer Uni als „Lebenswelt“ und einer Uni als „Arbeitswelt“. Wie können die Zielgruppen erreicht werden? Mit einer Art „Verlängerung“ der Universität oder als „Kontrast“ zur Universität? Jedenfalls müssen Optionen eröffnet werden, die einen erfolgreichen Zugang versprechen können.

Eine Option ist der Bau von Wohnheimplätzen, die in einer Verbindung zur Kirche stehen. Und das geht über die kirchlich-institutionelle Bindung der Wohnheime hinaus – diese Bindung sollte auch architektonisch sein. Architektur prägt das Leben – im positiven wie im negativen Sinne. Wohnheimplätze, die nicht nur die Funktion des „Wohnens“ erfüllen, sondern die Einheit aller Lebensvollzüge ermöglichen, bilden auch ein Fundament für die katholische Hochschulpastoral. Der „Glaube“ findet heute nicht immer über das Hauptportal einen Zugang, sondern über die Nebentüren: wenn die Tür zur Kapelle nicht weit entfernt ist

von der eigenen Zimmertür. Die Aufgabe ist es, nicht aufdringlich, aber offen zu sein.

Wie wäre es, auch hier von Inklusion zu sprechen? Nicht im Sinne der Teilhabe behinderter Menschen in unserer Gesellschaft, sondern indem gleichzeitiges Studieren und Leben als selbstverständlich wahrgenommen werden. Und dies in einer Zeit, in der die Lebenswelt in Gefahr gerät, zu einer Arbeitswelt reduziert zu werden. Wohnheimplätze im kirchlichen Umfeld verstärken die Lebenswelt und wirken einer Vernachlässigung des Lebens neben dem Studium entgegen.

Studierende sind heute tendenziell jünger als noch vor einigen Generationen. Das mit einem Studium auch verbundene „Erwachsenwerden“ kann in einem Wohnheim wahrscheinlich besser gelingen als im trauten Zuhause der Schulzeit. Die Hochschule ist mehr als eine Verlängerung der Schule, sie stellt auch einen neuen Lebensabschnitt dar. Hochschule ist mehr als Bildung und Ausbildung – bzw. sollte es ein. Das muss verstärkt in Erinnerung gerufen werden. Wohnheimplätze mit kirchlicher Ausstrahlung vertiefen das Leben an der Universität. Die „Kirche am Campus“ an der Universität Vechta versucht hierzu einen Beitrag zu leisten. «

Autor

Johannes Zabel OP, Dominikanerkloster Vechta, ist Hochschuleseelsorger der Katholischen Hochschulgemeinde an der Universität Vechta. Im Rahmen der Hochschulpastoral war er auf Bundesebene im Vorstand der AKH und später Mitglied im Geschäftsführenden Ausschuss (GA) der KHP.

Vor dem Eintritt in den Dominikanerorden studierte er Volkswirtschaftslehre und war anschließend Mitarbeiter beim Wissenschaftlichen Dienst des Deutschen Bundestages und bei der Vertretung des Landes Berlin beim Bund und für Europa.



70+:

Interkulturelle und interreligiöse Erfahrungsräume in einem katholischen Wohnheim

Ines Portugall

„Abends sitzt oft eine Gruppe von Studierenden in unserer Küche, die sich untereinander unterhalten – und ich verstehe kein Wort.“ „Das ist so lecker! Kann ich das Rezept haben?“ „Spiel

doch bitte nochmal diesen einen Balkan-Song – was singen die da eigentlich?“ Solche Äußerungen kann man im Wohnheim häufiger hören.

Frankfurt am Main ist ein Studienort mit vielen internationalen Studierenden. Manche bleiben als Austauschstudenten nur ein Semester, andere absolvieren hier ihr ganzes Studium. Im

Studentenwohnheim trifft man so auf eine Vielzahl an Kulturen.

Katholisches Wohnheim – die Chance nutzen

Einerseits ist das Leben in einem international besetzten Wohnheim eine große Chance, um für das Leben und Arbeiten in der einen Welt zu lernen und bereichernde Erfahrungen zu machen; andererseits stellt es oft eine Herausforderung dar, rund um die Uhr mit so vielen anderen Kulturen konfrontiert zu werden. Schnell können statt Freundschaften Missverständnisse und Unverständnis wachsen. Fast automatisch bilden Studierende homogene Kulturgruppen, die ihnen Sicherheit vermitteln, zugleich aber Außenstehende verunsichern und ausschließen können.

Der Bauverein Katholische Studentenhei-

me e.V. hat das Ziel, Studierende im sozialen, religiösen, wissenschaftlichen und kulturellen Bereich zu fördern. Dazu gehört auch die Förderung der interkulturellen und interreligiösen Kommunikation. Derzeit betreibt der Bauverein in Frankfurt drei Wohnheime mit Zimmern für rund 850 Studierende. Das größte Wohnheim ist das Friedrich-Dessauer-Haus (FDH) mit ca. 650 Bewohnern aus über 70 Nationen. Erfahrungen in und mit diesem Wohnheim sollen hier exemplarisch vorgestellt werden. Nach einer Beschreibung des derzeitigen Wohnkonzepts im FDH wird die Zielrichtung des pastoralen/seelsorglichen Aufgabenbereichs genauer beleuchtet.

Studieren, wohnen, leben – das Konzept

In Frankfurt sind die Mieten teuer und Wohnraum ist nur schwer zu finden. Die Mietvertragskommission des Bauvereins, der auch studentische Vertreter angehören, richtet sich bei der Vergabe der preisgünstigen Wohnheimplätze nach sozialen Kriterien.

Im FDH gibt es verschiedene Wohnformen:

- ▶ 442 Einzelzimmer auf 17er Fluren mit gemeinsamer Nutzung von Küche und Bädern
- ▶ neun 6er WGs mit eigener WG-Küche
- ▶ Paar- und Familienwohnungen
- ▶ einige Einzel- und Doppelapartments

Die Wohnformen tragen den verschiedenen Bedürfnissen der Studierenden Rechnung, zugleich steht dahinter aber ein klares Konzept zur Förderung des gemeinschaftlichen Wohnens und Lebens. Bei der angedachten Umwandlung



Foto: I. Portugall

der 17er Flure in 6er WGs soll bewusst die gemeinsame Wohnküche als Mittelpunkt des Flurlebens erhalten bleiben.

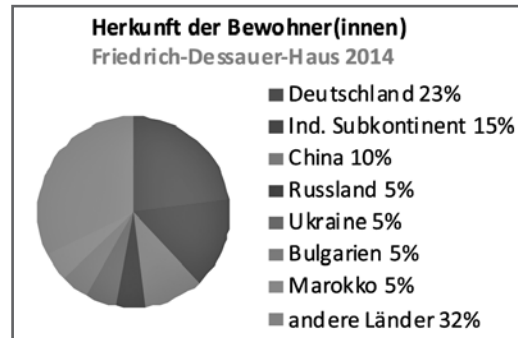
70 zu einen – die alltägliche Herausforderung

Ohne entsprechende Unterstützung ist es allerdings nicht leicht, die Möglichkeiten interkultureller Begegnungen gewinnbringend für sich zu nutzen und die Vielfalt als etwas Positives zu erleben. Das Studium im Bachelor/Master-System und die damit veränderten Studienanforderungen bei gleichzeitiger Notwendigkeit von (teils mehreren) Nebenjobs führen bei vielen Studierenden zu einem dauerhaften Leistungsdruck. Einige Studenten, z.B. aus Syrien, belastet zudem die Sorge um und für ihre Angehörigen. Die Folge: Mitbewohner werden schnell als zusätzliche Belastung empfunden, mit denen sie sich nicht auch noch auseinandersetzen möchten.

Zudem macht sich auch die Einführung von Studiengängen in englischer Sprache im Wohnheimleben bemerkbar. Viele der meist männlichen Studierenden vom indischen Subkontinent sprechen nur Englisch – manche der meist weiblichen Studierenden aus der Ukraine und Russland beherrschen aber nur Deutsch. Eine Verständigung zwischen derart unterschiedlichen Kulturen noch dazu mit Händen und Füßen oder mit der Hilfe von Flurnachbarn und Flursprechern stellt eine Quelle für Missverständnisse dar.

Die Bewohner des FDH kommen aus über 70 Ländern, derzeit stammen besonders viele vom indischen Subkontinent (Indien/Nepal/Bangladesh/Pakistan). Waren 2011 noch 31 Prozent der FDH-Bewohner Deutsche, sind es 2014 nur noch 23 Prozent (siehe Grafik).

Eine solche Vielfalt und die höhere Prozentzahl einzelner Länder ist auch dann eine Herausforderung, wenn man sich als Studierender bewusst für diese Wohnform entschieden



hat. Ein Bewohner fühlt sich beispielsweise durch seine Herkunftskultur verpflichtet, seine Flurnachbarn gleicher Herkunft mitzuversorgen und für sie zu kochen, obwohl er das Geld dafür nicht aufbringen kann. Deshalb ist es wichtig, auf eine gute Mischung auf den Fluren zu achten und zugleich braucht es eine Instanz, die ein offenes Ohr hat, wenn es Probleme gibt.

Viele Studierende, auch aus Deutschland, sehen sich im Wohnheim erstmals im Leben mit Fragen konfrontiert wie: Was kann ich kochen? Wie kann ich meinen Nachbarn dazu bringen, die Küche ordentlich zu hinterlassen? Was verstehe ich eigentlich unter „ordentlich“? Nicht nur Studierende aus anderen Ländern fühlen sich hier manchmal überfordert. Es erfordert ein hohes Maß an Engagement und Reflexionsbereitschaft, um sich mit Herkunftskulturen (auch der eigenen) und Charakteren auseinanderzusetzen.

Begleitung der Studentischen Vertretung

Zur Unterstützung des gemeinsamen Miteinanders, damit das Leben im Wohnheim zu einer bereichernden Erfahrung für die Studierenden wird, hat der Bauverein im FDH das Wohnheimreferat eingerichtet. Die hauptamtliche Wohnheimreferentin entwickelt in Zusammenarbeit mit der Studentischen Vertretung (SV) ein Semesterprogramm und bietet darüber hinaus Beratung an. Dank der Unterstützung durch die Diözese Limburg hat die Hochschulpastoral in



Frankfurt damit, neben den beiden KHG-Standorten, einen Standort im FDH, dessen Angebote auch für Nicht-FDH-Bewohner offen sind.

Das Wohnheimreferat kooperiert mit katholischen, evangelischen und nichtkirchlichen Institutionen und setzt auf das ehrenamtliche Engagement von Bewohnern in den Organen der SV des FDH, die durch die Satzung ihren festen Platz in der Organisation des Bauvereins



Plätzchen backen im FDH Foto: Lena Knippschild

haben: Die Flurversammlungen wählen Flursprecher, die semestrals Heimvollversammlung wählt die SV des Wohnheims. Ein wichtiger Teil der Wohnheimreferatsarbeit ist die Begleitung der bis zu neun ehrenamtlichen SVler. In der SV können die Studierenden Erfahrungen sammeln, sich ausprobieren, sich reflektieren. Zeitmanagement, Frustrationstoleranz und (Selbst-)Organisation stellen hier wichtige Lernfelder dar. Nicht jede Veranstaltung wird als Erfolg verbucht, die Verwaltung oft als Bremse spontaner Einfälle wahrgenommen, und dennoch engagieren sich die meisten SVler neben Studium und Job über mehrere Semester ehrenamtlich im Wohnheim.

Bewährt hat sich darüber hinaus die Unterstützung jeweils ausgewählter Flure des FDH zu

Semesterbeginn. Ist die Wohnheimreferentin und/oder ein Mitglied der SV bei der Flurversammlung dabei, steigt die Verbindlichkeit der Absprachen und man traut sich eher, auch schwierige Themen anzusprechen. Der Anspruch geht dabei über das Organisatorische und den Blick auf das Defizitäre hinaus: Die Internationalität und die verschiedenen Kulturen sollen als Chance und Reichtum erlebbar werden

und interkulturelle Kompetenz praktisch eingeübt werden. Eine gut funktionierende Flurgemeinschaft meckert nicht, wenn es in der Küche nach Essen riecht, sondern fragt: Wann kochst du wieder für uns? Die Unterstützung bei der Organisation des Flurlebens kann die Tür öffnen für andere Gesprächsthemen. Ideen für neue Wohnheimveranstaltungen entstehen. Außer den Flurversammlungen sind Begrüßungsabende für Neueingezogene, Heimvollversammlungen, internationale Kochabende, sportliche Aktivitäten sowie Feste und Partys wichtige Begegnungsorte im Wohnheim. Die verschiedenen Herkunftskulturen werden hier als bereichernd erfahren.

Persönlich gut beraten

Durch den persönlichen Kontakt erleben die Studierenden die Wohnheimreferentin als eine Person, bei der Fragen und Probleme angesprochen werden können. Gefragt sind neben Mediation bei Konflikten zwischen den Bewohnern auch Prüfungscoaching, Beratung in Krisen oder einfach ein Gespräch „zwischen Tür und Angel“. Denn: Wo mir jemand zuhört, da kann ich mich zu Hause fühlen.

Trotz Facebook und WhatsApp ist Studierenden die persönliche Begegnung wichtig und bleibt unersetzbar, sei es das Gespräch unter vier Augen oder die gemeinsam gefeierte Party. Es ist wichtig, die Bewohner dafür zu sensibilisieren, dass es zu Missverständnissen kommen kann, es dann aber darauf ankommt,

wie man damit umgeht. Es fängt schon damit an, dass man beispielsweise darauf achtet, dass nicht von dem Chinesen, dem Deutschen oder von einer Zimmernummer, sondern von einem Nachbarn oder einer Nachbarin mit Namen gesprochen wird. Nicht „die Inder sind so“, sondern xy hat sich so verhalten. Der Umgang mit Problemen ist oft geprägt durch Herkunftskultur und Familie: Spreche ich etwas an oder besser nicht? Und wenn ja, wie? Darf ich einen Freund kritisieren? Wie Sorge ich für mich? Die Wohnheimreferentin ist Ansprechperson auch für solche selbstreflektorischen Fragen, die sich manchen Studierenden zum ersten Mal in ihrem Leben stellen. Besondere Aufmerksamkeit ist gefragt, wenn das merkwürdige Verhalten eines Einzelnen einen psychologisch behandlungsbedürftigen Hintergrund haben könnte.

Wohnheimpastoral – Interkulturell und katholisch

Das Wohnheimreferat erreicht mit seinen Angeboten viele, die nie oder schon lange nicht mehr in Kontakt mit der katholischen Kirche gekommen sind. Ein Ziel ist es, einen positiven Eindruck von Kirche zu vermitteln: Mit denen kann man reden, die sind da für mich, für die bin ich keine Nummer, sondern habe einen Namen und eine „Lebensgeschichte“. Durch Bewohnerinnen mit Kopftuch oder fastende Bewohner im Ramadan wird Religion zum Thema. Medienberichte über die katholische Kirche hingegen werden nur vereinzelt wahrgenommen. Die Wohnheimreferentin kann auf Fragen und skeptische oder ablehnende Äußerungen eingehen und so über das von Studierenden heute oft tabuisierte Themenfeld Religion und Glaube ins Gespräch kommen.

Niederschwellige Angebote im religiösen Bereich werden dank des bestehenden persönlichen Kontakts gerne angenommen, auch von Studierenden, die sich zuvor skeptisch äußerten. Beim „Studienwochenende im Kloster“ z.B.

steht zunächst das eigene Lernprojekt im Vordergrund. Ein Programm mit gemeinsamen und individuell wählbaren Elementen sorgt für den je richtig dosierten „religiösen Background“. Auch für biblische Texte kann man begeistern, wenn sie im Rahmen einer (biblischen) Weinprobe erläutert werden. Nicht erst wenn sich muslimische Bewohner über die Adventsaktion freuen: „Das ist mein erstes Weihnachten!“, zeigt sich, wie wichtig die kirchliche Präsenz im Bereich der Studierendenwohnheime ist. Hier kann ein wertvoller Beitrag zu respektvollem Umgang mit kultureller und religiöser Vielfalt geleistet werden. ««

Autorin

Ines Portugall ist Diplom-Theologin/Pastoralreferentin und seit 2011 Wohnheimreferentin beim Bauverein Katholische Studentenheime e.V. in Frankfurt/Main. Sie gehört zum Team der KHG Frankfurt.



Zwei, die zusammengehören: Diakonie und Pastoral

Marianne Heimbach-Steins

Pastoral, Diakonie und kirchliche Identitätspolitik

Diakonische Einrichtungen – zum Beispiel Kindergärten, Schulen, Sozialstationen, Krankenhäuser und auch Studierendenwohnheime – sind für die Präsenz der christlichen Kirchen

in der Gesellschaft eine tragende Säule; viele Menschen entdecken in dieser Art von Engagement ein zentrales Moment der öffentlichen Legitimation der Kirchen und ihres rechtlich gesicherten Status als Körperschaft des öffentlichen Rechts. Auch für ein christliches und/oder kirchliches Selbstverständnis ist öffentli-

che Legitimation ein wichtiges Argument, wengleich nicht hinreichend zur Begründung diakonischer Initiativen und Institutionen, zumal wenn damit Nützlichkeitsabwägungen einseitig in den Vordergrund rücken. Zudem ist die starke rechtliche Verankerung der Kirchen im Institutionensystem unserer weltanschaulich pluralisierten Gesellschaft zunehmender Kritik ausgesetzt. Und angesichts einer Reihe von Skandalen in den letzten Jahren bilden auch die diakonischen Einrichtungen und Aktivitäten der Kirchen keine fraglos „sichere Bank“ mehr für gesellschaftlichen Kredit und jene Glaubwürdigkeit, auf die gerade die Anerkennung religiös motivierter gesellschaftlicher Projekte existentiell angewiesen ist.

Wirtschaftlicher Druck und personelle Ausdünnung haben längst dazu geführt, dass auch aus der kirchlichen Innenperspektive die selbstverständliche Akzeptanz kirchlicher Krankenhäuser, Kindergärten, Studierendenwohnheime und anderer diakonischer Projekte häufig in Frage gestellt wird. Beide Knappheitsfaktoren – der finanzielle wie der personelle – leiten Wasser auf die Mühlen jener, die diakonische Projekte mit ihrem grundsätzlich weiten, weder auf Kirchgänger noch auf Kirchenmitglieder limitierten Adressatenkreis nicht im kirchlichen „Kerngeschäft“ verorten und im Rückbau entsprechender Angebote eine Möglichkeit zum „Gesundshrumpfen“ erkennen wollen. Zuweilen entsteht dann der Eindruck einer Konkurrenz zwischen Diakonie und Pastoral – etwa nach dem Motto, man solle sich doch mit den kirchlichen Angeboten auf jene konzentrieren, die „wirklich“ dazugehören, spricht: mindestens Kirchensteuer entrichten, wenn schon nicht aktiv am liturgischen und sakramentalen Leben der Kirche teilnehmen.

Diakonische Einrichtungen – seien es Kindergärten oder Schulen, ambulante Pflegedienste oder Krankenhäuser in kirchlicher Trägerschaft – sind aber grundsätzlich immer auch pastorale Orte. „Die Kirche“ verbindet als Träger solcher Einrichtungen mit dem Zweck der Einrichtung (Erziehung, Bildung, medizinische Versorgung etc.) und den entsprechenden professionellen Erfordernissen einen pastoralen Qualitätsanspruch: ein explizit christlich-religiöses Erziehungsangebot oder ein seelsorgliches Angebot für Kranke und Angehörige (und das Krankenhauspersonal). Das alles ist leicht



Foto: Brigitte Heeske

geschrieben und gesagt, in der Praxis und unter dem Druck konkurrierender Angebote, disparater Erwartungen und begrenzter materieller Ressourcen aber keineswegs leicht umzusetzen. Insbesondere sind die konkreten Personen, die ein solches Profil mit Leben erfüllen und vertreten wollen/sollen, in hohem Maße herausgefordert, und Leitungsverantwortliche stehen vielfach vor dem Problem, Mitarbeiter/innen zu gewinnen, die die erforderliche Professionalität und eine Affinität zum konfessionellen Programm mitbringen.

Für die Einschätzung „weniger ist mehr“ gibt es im Falle diakonischer Einrichtungen in kirchlicher Trägerschaft also ohne Zweifel Argumente, die für jeden konkreten Fall ernsthaft zu prüfen sind. Es kann die Befürchtung sein, mangelndes christliches/konfessionelles Profil mache eine Unternehmung zu einem teuren, aber eben nicht wirksamen Instrument zur Umsetzung des kirchlichen Sendungsauftrags. Der schiere Mangel an Ressourcen kann es in konkreten Situationen notwendig machen, die Alternativen von Fortführung, Schließung, Zusammenlegung oder Neuaufstellung diakonischer Einrichtungen ohne Denkverbote zu prüfen.

Vorsicht ist aber geboten, wo das diakonische Moment des kirchlichen Handelns als solches marginalisiert wird, als ob es eine Art „Schönwetter-Veranstaltung“ wäre, die man sich in „fetten Jahren“ leistet, in den „mageren Jahren“ aber preisgibt, weil sie vermeintlich nicht zum Kern des kirchlichen Auftrags gehört. Solchen im kirchlichen Binnendiskurs gar nicht so seltenen Auffassungen ist mit theologischen Gründen entgegenzuhalten: Diakonie gehört nicht in die Kategorie nice-to-have, sondern definitiv zum must-have im theologischen Selbstverständnis und erfordert eine entsprechende Praxis der Kirche.

Diakonie ist Verkündigung des Evangeliums

Das Zweite Vatikanische Konzil hat in seiner Dogmatischen Konstitution *Lumen gentium* über die Kirche erklärt, sie sei „in Christus“ das „Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (*Lumen Gentium*, 1). Dieses anspruchsvolle Selbstverständnis, das sich von der konstitutiven Bindung der Kirche an Christus her legitimiert, ist für das Verhältnis von Pastoral und Diakonie grundlegend: „Mit der Bestimmung der Kirche als ‚Zeichen und Werkzeug‘ wird der Weg eröffnet, die Kirche als eigenständiges Handlungs-subjekt zu denken, wie es der Moderne entspricht. Zugleich ist die Kirche unmittelbar in einen Welt- und Menschheitsbezug gestellt. Kirche hat zur Aufgabe, *durch die Weise ihres Daseins und durch ihre Verkündigung* die Bestimmung der Menschen zur Gemeinschaft mit Gott und den Sinn ihres menschlichen Miteinanderseins geschichtlich-zeichenhaft aufzudecken.“¹

Aufgrund ihres Selbstverständnisses muss die Kirche ihr Verhältnis zur Gesellschaft und sich selbst als *Akteur* in der Gesellschaft theologisch bestimmen (was nicht ausschließt, dass das Verhältnis von Kirche und Gesellschaft auch Gegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse sein kann und muss).

Im pastoralen und diakonischen Handeln muss sich konkretisieren, was die Kirche zum „Zeichen und Werkzeug des Heils“ macht; anderenfalls würde sie ihre „Mission“ und ihre Daseinsberechtigung versäumen. Wiederum formuliert das Konzil wegweisend die praktische Dimension des theologischen Selbstbildes der Kirche; besonders klar wird dies in dem berühmten Eröffnungspassus der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, *Gaudium et spes*: „Freude und Hoffnung, Trauer



und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi [...]“ (Gaudium et spes, 1). Das „Solidaritätsprogramm“ der Kirche ist rückgebunden an die Menschwerdung und das Erlösungshandeln Jesu Christi, also an den Kern dessen, was die Kirche verkündigt, indem sie den Weg der Nachfolge Jesu geschichtlich konkret zu gehen versucht.

Die Verkündigung *dieser* Botschaft ist ohne die diakonische Einmischung in die konkreten Nöte der Menschen und deren gesellschaftliche Ursachen nicht denkbar. Adressaten der Verkündigung in Wort und Tat sind „die Menschen von heute“ – nicht nur die Katholiken oder die Christen. Das Programm der Kirche ist nicht selbstbezüglich-partikularistisch, sondern auf die realen – materiellen wie spirituellen – Nöte und Hoffnungen grundsätzlich aller „Menschen von heute“ ausgerichtet.

Dem entspricht eine entgrenzte diakonische Ausrichtung kirchlicher Praxis, wie sie gegenwärtig im zeichenhaften Handeln von Papst Franziskus weltweit anschaulich wird – sei es mit der Fußwaschung an einer muslimischen Gefängnisinsassin am Gründonnerstag, mit dem Besuch bei den gestrandeten Flüchtlingen in Lampedusa oder mit der Einladung an den israelischen Staatspräsidenten Peres und den Palästinenserpräsidenten Abbas zum gemeinsamen Friedensgebet im Vatikan: Die „Freude des Evangeliums“, so der Titel seiner Enzyklika vom 24. November 2013, kann nicht an den Nöten der Menschen vorbei verkündigt werden. Gerade weil die Botschaft allen Menschen zugedacht ist, richtet eine diakonische Pastoral sich aber im Sinne der biblischen Option für die Armen besonders an jene, deren Freude durch Not und Ungerechtigkeits Erfahrungen verdunkelt und deren Hoffnung von Verzweiflung durchkreuzt ist – unabhängig von Bekenntnis, Herkunft und gesellschaftlichem Status.

Den Zusammenhang von Pastoral und Diakonie als zwei Seiten der einen Medaille „Verkündigung des Evangeliums“, den Papst Franziskus gegenwärtig sinnfällig verkörpert, hat die Weltbischofssynode in ihrem Schreiben über „Gerechtigkeit in der Welt“ (1971) programmatisch formuliert (und dieses Programm auch institutionenkritisch auf die Kirche selbst bezogen): „Für uns sind Einsatz für die Gerechtigkeit und die Beteiligung an der Umgestaltung der Welt wesentlicher Bestandteil der Verkündigung der Frohen Botschaft, d.i. der Sendung der Kirche zur Erlösung des Menschengeschlechts und zu seiner Befreiung aus jeglichem Zustand der Unterdrückung“ (De iustitia in mundo, 6). In der Realisierung des Zusammenhangs von Verkündigung und Einsatz für Gerechtigkeit erkennen die Bischöfe ein Glaubwürdigkeitskriterium der Kirche: „Den Menschen unserer Tage kann die christliche Botschaft von Liebe und Gerechtigkeit nur dann glaubwürdig erscheinen, wenn sie sich als wirksam erweist im Einsatz für Gerechtigkeit in der Welt“ (ebd., 36). Diese Einsicht hat fünfzig Jahre nach dem Konzil nichts von ihrer Aktualität und Brisanz verloren.◀◀

¹ Hünermann, Peter: Theologischer Kommentar zu Lumen gentium, in: Ders./ Bernd J. Hilberath (Hg.): Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil Bd. 2, Freiburg-Basel-Wien 2004, 263-563, 356.

Autorin

Marianne Heimbach-Steins, Prof., Dr. theol., ist Direktorin des Instituts für Christliche Sozialwissenschaften an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster und Herausgeberin des Jahrbuchs für Christliche Sozialwissenschaften. – Aktuelle Publikationen (Auswahl): Religionsfreiheit. Ein Menschenrecht unter Druck, Paderborn 2012; (Hg.): Ressourcen – Lebensqualität – Sinn. Gerechtigkeit für die Zukunft denken (Gesellschaft – Ethik – Religion Bd. 1), Paderborn 2013; (Hg.): Menschenrechte in der Kirche (Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften, Bd. 55), Münster 2014.

Partizipation Studierender in katholischen Studentenwohnheimen

– in Zeiten eines beschleunigten Studiums und veränderter Studienbedingungen –

Schule und Studium in einem beschleunigten Verfahren bewältigen, um schnell dem Arbeitsmarkt zur Verfügung zu stehen und auf eigenen Füßen stehen zu können: Dieses Ziel vermittelt die Gesellschaft den jungen Menschen und immer mehr Studierende machen es sich zu eigen.

Bleibt aber nach all den Schul- und Studienreformen noch Platz für die Beteiligung junger Menschen in Ehrenämtern, bleibt Platz für soziales Engagement, Platz für die eigene Persönlichkeitsentwicklung? Sind individuelle Wege während des Studiums noch möglich, findet sich noch Zeit, über den Tellerrand des Studiums hinauszuschauen? Fragen, denen sich jeder Studierende stellen muss!

Erstmals taucht nach dem erfolgreichen Erwerb der Hochschulzulassung bei der Wohnungssuche plötzlich die Frage auf: „Für welche Wohnform entscheide ich mich und welche Ausrichtung der Wohnheime ist für mich die richtige?“ Bewerben sich für ein Haus, das deutliche Erwartungen an mich richtet, das Referenzen und Engagement erwartet und Teilhabe an der Hausgemeinschaft einfordert? Studieren scheint hier mehr als nur Aneignung von Wissen zu sein, offensichtlich sind auch Persönlichkeitsbildung und Vernetzung wichtig. Es geht – gemäß Humboldt – um die „Idee der Universität“, d.h. um eine Hochschule, die wissenschaftliche Qualifikationen für akademische Berufe vermittelt, aber auch zur Teilnahme

am öffentlichen Geschehen und zur Übernahme politischer Verantwortung qualifiziert. Diese Teilnahme, dieses Ergriffensein findet sich in dem Begriff Partizipation wieder.

Gibt es die aktive Beteiligung noch, wo doch von einer veränderten sozialen Rolle der Studierenden gesprochen wird? Das Studium ist zu einer Phase der Qualifizierung für die Erwerbstätigkeit geworden. Das Studium als Phase der Erprobung und der Alternativen ist kaum noch gefragt. Da scheint es geradezu ein Widerspruch zu sein, dass in den katholischen Wohnheimen diese Sichtweise im Vordergrund steht. An zwei Beispielen aus Münster möchte ich Formen und Möglichkeiten der Mitbestimmung und Einbeziehung Studierender aufzeigen.

Der Gemeinderat (GR) der Katholischen Studierenden- und Hochschulgemeinde (KSHG)

„Studierende und Lehrende gestalten gemeinsam eine junge, aktive und dynamische Gemeinde“, so ist ein Ziel im Leitbild der KSHG Münster formuliert. „Der Gemeinderat, in dem die gewählten Studierenden und die hauptamtlichen MitarbeiterInnen arbeiten, plant und gestaltet das Programm der KSHG.“ Damit dies





gelingen kann, nehmen sich die 18 gewählten VertreterInnen in alle zwei Wochen stattfindenden Gemeinderatsversammlungen und an drei Klausurwochenenden im Jahr Zeit, Ideen einzubringen, kontrovers zu diskutieren und Veranstaltungen zu reflektieren. Zusätzlich werden Aufgaben in der Gemeinde übernommen, damit das vielfältige Programm durchgeführt werden kann. Synergieeffekte entstehen auch durch die enge räumliche Anbindung der KSHG an das Studierendenwohnheim Marianum.

Ich habe Caroline, Mitglied des Gemeinderats, gebeten, über Erfahrungen, Mitwirken und Mitgestaltung zu berichten:



Gemeinderatssitzung in Münster

Foto: K.v.d.Beeke

„Der GR ist ein sehr schnelllebiges Gremium, da die Studierenden meist nur eine kurze Zeit im GR verbringen und dann andere Projekte, wie Abschluss des Studiums, Auslandssemester o.ä., anstehen. Ich bin sehr dankbar dafür, dass ich in den über zwei Jahren meiner Tätigkeit meine Ideen immer einbringen und z.T. umsetzen konnte. Für mein Studium und mein angestrebtes Berufsziel der Pastoralreferentin bringt mir meine Arbeit im GR Vorteile. Ich lerne mit Gruppen zu arbeiten, vermittelnd und moderierend zu wirken und kreative Ideen auch in die Tat umzusetzen. Sicherlich gibt es auch mal Phasen, wo mein ehrenamtliches Engagement neben dem Studium

etwas viel wird und das Gefühl der Überforderung aufkommt.

Dann fragt man sich schon mal, warum man das Ganze eigentlich macht, was einen dazu motiviert, weil man es ja freiwillig, ehrenamtlich, neben dem Studium und in seiner Freizeit macht. Aber auch die Frustrationserfahrungen gehören dazu und bringen mich persönlich weiter. Und wenn man weiß, wofür man das Ganze macht, weil man für etwas brennt, dann sind diese Phasen auch schnell wieder vergessen. Rückblickend: Ich sehe die Arbeit im GR der KSHG als großen persönlichen Gewinn an, da ich mich in unterschiedlichen Feldern ausprobieren kann und in Diskussionen und der Organisation von Veranstaltungen lerne, mich mit anderen Meinungen konstruktiv auseinander zu setzen.“

Das Gremium im deutschen Studentenwohnheim Breul

Im Rahmen der studentischen Selbstverwaltung wird das Breul 23 vom sogenannten „Gremium“ geleitet. Das Gremium besteht aus neun gewählten Vertretern und dem Heimleiter. Es tagt wöchentlich und beschließt über die studentische Heimverwaltung, entscheidet über Neuaufnahmen und kontrolliert die Fachwarte. Den Vorsitz hat der Senior inne, der gewählte Repräsentant der studentischen Heimbewohner. Mit Rückblick auf seine Tätigkeit als Senior äußert sich Christian zu der Vereinbarkeit von Studium und studentischer Selbstverwaltung:

*„Die Übernahme des Amtes ist für mich ein Dienst und keine Auszeichnung. Durch das Engagement ist man in der Haltung des Dienstes an der Gemeinschaft, die von Verantwortung und Sorgfalt geprägt sein muss. Im Rahmen der Tätigkeit im Gremium lassen sich Fähigkeiten, Leitungskompetenzen erlernen und entwickeln. Die **Delegationsfähigkeit** – es ist nicht notwendig, alles selbst zu tun-, da ansonsten die Bereitschaft der Studenten gesenkt wird,*

Verantwortung zu übernehmen. Die Geisteshaltung vieler junger Studenten, „es müsse für mich etwas getan werden“ nimmt zu, da sie aus der Schulzeit kaum Erfahrungen mitbringen.

Das Zuhören und das Einschätzen der Menschen, das Einschätzen des eigenen Urteils – u.a. aus den Aufnahmegesprächen. Immer weniger Schulabgänger können in den Aufnahmegesprächen zwischen den beiden Aspekten der erbrachten Leistung und dem Interesse an der Person unterscheiden.

Interesse zeigen durch Repräsentanz – ein echtes Interesse zeigen an denen, die ich vertrete. Dazu zählt auch, dass es konträre Meinungen gibt und das berechtigterweise.

Keine Scheu vor unpopulären Entscheidungen und gute Leitung macht sich überflüssig – Ziel der Leitung muss die Selbständigkeit der „Geleiteten“ sein. Dies zu lernen ist die wichtigste Erkenntnis, die ich aus meinem Engagement ziehe.

Das Engagement darf nicht dazu führen, das Studium zu vernachlässigen, sodass Semester verloren gehen. Dadurch würde sich das Engagement ad absurdum führen, entledigt sich dadurch doch dem Faktor des Studentischen“.

Beiden Berichten ist zu entnehmen, dass Partizipation und Engagement möglich und für die eigene Persönlichkeit sogar bereichernd sind. Beide weisen auch deutlich auf die Belastungen und die Grenzen des Möglichen hin. Hier sehe ich neben den Studierenden selbst auch die Hauptamtlichen in der Pflicht, darauf zu achten, dass das Engagement nicht zu einer Belastung für das Studium oder gar zum Studiumersatz wird, da Erfolg und Anerkennung im Ehrenamt manchmal größer erscheinen. Der „Flucht“ aus dem Studium gilt es entgegenzuwirken!

In der Partizipation und dem Engagement liegen für den Studierenden wertvolle Bereiche des notwendigen Anderen, des Abstandneh-

men-Könnens, damit das Studium kein Scheuklappenstudium wird. Es findet sich durchaus die Sehnsucht der Studierenden nach Freiraum für Ausflüge in andere Gebiete, um Lebens- und Wertvorstellungen weiter zu entwickeln oder hinterfragen zu können. Wenn es gelingt, Studium und Partizipation sowie Engagement – in welchen Bereichen auch immer – zu vereinbaren, dann sind sie nicht nur äußerliche Zier, sondern bieten persönliche Entwicklungschancen. Wohnheime sind dann nicht nur Lern- und Studien-, sondern Lebensorte, in denen Schlüsselqualifikationen wie Teamfähigkeit, Fähigkeit zur interdisziplinären Zusammenarbeit, Kreativität und Eigenverantwortlichkeit gefördert werden. Sie werden zu „Kompetenzzentren“. «

Autor

Konrad von der Beeke ist seit 2013 pädagogischer Leiter der katholischen Studentenwohnheime im Bistum Münster, war bis 2013 pädagogischer Mitarbeiter im Internat und Internatsleiter des Collegium Johanneum in Ostbevern und von 2009 bis März 2014 Vorsitzender des Verbands Katholischer Internate und Tagesinternate (V.K.I.T.).



irritatio ORTSTERMIN II

Ehrenamtliche vermitteln

– Konfliktmanagement im Albertus-Magnus-Haus in Konstanz

Im Albertus-Magnus-Haus in Konstanz mit 348 Zimmern werden die Bewohner seit der Gründung 1967 in das Gemeinschaftsleben eingebunden. Die in der Vollversammlung von allen

gewählte Heimselbstverwaltung versteht sich als das Organ, das die Bewohner in den unterschiedlichsten Belangen vertritt und unterstützt. An oberster Stelle stehen die beiden sogenannten Heimsenioren, die die Aufgabe haben, das Freizeitprogramm zu organisieren und erste Anlaufstelle bei allen möglichen Anliegen zu sein. Als weitere gewählte Ämter gibt es

die Stockwerkssprecher und die acht Mitglieder der Heimselbstverwaltung. Die Stockwerkssprecher sind innerhalb ihrer aus 28 bzw. 30 Personen bestehenden Wohngruppe Ansprechpartner für die Belange der Bewohner. Die Stockwerkssprecher bilden zusammen den Heimrat. Die Mitglieder der Heimselbstverwaltung sind für die „alltäglichen“ Dinge zuständig, wie beispielsweise die Verwaltung der Finanzen oder anstehende Anschaffungen. Durch die hauseigene Bar und diverse Feste wird Geld eingenommen, das der Hausgemeinschaft zu Gute kommt (z. B. Musikanlage, Kajaks, Beamer etc.).

Ein wesentlicher Teil der Arbeit der Heimselbstverwaltung besteht aus der Erörterung von Problemen des Zusammenlebens in den Wohngruppen. Zur Heimselbstverwaltung, die ähnlich wie ein parlamentarisch-demokratisches System organisiert ist, gehören auch

der Beauftragte für nichtdeutsche Bewohner und die Frauenbeauftragte. Außerdem gehört ihr der Heimleiter an. Dass die ehrenamtlichen Mitglieder der Heimselbstverwaltung in vielerlei Hinsicht Verantwortung tragen sollen, ist Teil des Konzepts des Albertus-Magnus-Hauses. Auf diesem indirekten Wege möchte der Wohnheimträger nicht nur die sozialen Kompetenzen der Bewohner fördern, sondern diese auch in ihrem sozialen Handeln profilieren.

Eine wichtige Rolle in der Förderung der Ehrenamtlichen spielt hierbei die Heimleitung. Die Heimleiter sind nicht nur reine Verwalter, die den Betrieb des Wohnheims regeln. Der Konstanzer Heimleiter beispielsweise ist Diplom-Sozialpädagoge und soll mit dieser beruflichen Qualifikation die Arbeit der Ehrenamtlichen fördern und begleiten. In direktem Kontakt insbesondere mit den beiden Heimsenioren werden auf kurzem Wege die im Haus anstehenden Anliegen der Bewohner besprochen und Lösungsansätze entwickelt. Der Heimleiter „coacht“ seine Ehrenamtlichen und leitet sie an. Oft kommen die Vertreter mit Problemen zum Heimleiter, die das Zusammenleben innerhalb der Wohngruppe betreffen. Manche Bewohner fügen sich z. B. in keinsten Weise in die Regeln der Küchenordnung ein. Der Heimleiter wird um Rat gefragt und gemeinsam wird beraten, was man tun kann. Auf diese Weise lernen die Ehrenamtlichen soziale Kompetenz. Da die meisten Ehrenamtlichen längere Zeit (2-6 Semester) in ihrem Amt tätig sind, besteht die Chance, durch den ehrenamtlichen Einsatz im Wohnheim Erfahrungen zu sammeln, die vor



Foto: Albertus-Magnus-Haus



Das Albertus Magnus Haus verfügt über eigene Kajaks.

Foto: Albertus-Magnus-Haus

allem nach dem Studium in allen Bereichen des Lebens – sei es Beruf oder Familie – wichtig sein können.

Auch psychische Erkrankungen kommen nicht selten unter Studierenden vor. Im Wohnheim sind die Menschen aber nicht allein mit ihren Problemen. In den meisten Fällen werden diese Bewohner in irgendeiner Form auffällig und dann von der Wohngruppe aufgefangen. Es ist nachvollziehbar, dass die Stockwerksprecher oder die anderen Ehrenamtlichen in solchen Situationen oft überfordert sind. Auch in diesen Fällen wird der direkte Draht zur Heimleitung hergestellt. Der Heimleiter versucht herauszufinden, was denn konkret für ein Problem vorliegt und versucht, den Betroffenen zu helfen. Dies geschieht zunächst in Erstgesprächen, in denen auf geeignete Beratungsstellen oder Institutionen hingewiesen wird. In Konstanz werden die ehrenamtlich Tätigen, die in einen solchen Fall direkt involviert sind – sofern datenschutzrechtlich erlaubt – mit eingebunden und machen hier wichtige Erfahrungen in Bezug auf professionelle Hilfestellung. In regelmäßig stattfindenden Treffen werden schwierige Fälle aufgearbeitet und Lösungsansätze für alle Stockwerksbewohner erarbeitet, da schwierige oder psychisch erkrankte Mitbewohner oft Einfluss auf das gesamte Stockwerksleben

haben. Die Wohngruppen sind oft überfordert oder wissen nicht, wie sie sich verhalten oder reagieren sollen. Über die Systematik „Wohngruppensprecher-Heimselbstverwaltung-Heimleitung“ werden in Konstanz die Themen aufgegriffen und im vertraulichen Kreis der Heimselbstverwaltung besprochen. Dabei werden die betroffenen Bewohner natürlich in ihrer Privatsphäre geschützt. In weiteren Schritten müssen sich dann professionelle Institutionen um die Betroffenen kümmern, dennoch ist die Gemeinschaft „wachsam“ und lässt ihre „Nachbarn“ nicht allein mit ihren Sorgen und Problemen. «

Autor

Sebastian Scholz; Dipl. Soz.Päd./ Sozialwirt (FH); seit 2001 Leiter des Albertus-Magnus-Hauses in Konstanz in Trägerschaft der Katholischen Gesamtkirchengemeinde Konstanz mit 348 Wohnheimplätzen; Vorstandsmitglied im Bundesverband der Katholischen Studentenwohnheime e.V.

Von Studenten für Studenten

– Christsein im Alltag

Dezember 2013, erste Adventswoche: Gespannt wartet das Vorbereitungsteam vor dem ersten Rorate-Gebet. Wer würde denn schon so früh zu einem Gebet kommen? Vielleicht 15 Personen, aber doch nicht mehr? Hat sich die Mühe auch

gelohnt? Um 6.30 Uhr sitzen dann tatsächlich 15 verschlafene dreinblickende Studierende im Meditationsraum, das Vorbereitungsteam denkt sich: „Super, klappt doch ganz prima!“ Um 6.35 Uhr sind es plötzlich 30 und die Verwunderung, Freude, Überraschung groß! Damit hatte keiner gerechnet!

Im Grünen unweit von PH, FH und Uni liegen die beiden

katholischen Studierendenwohnheime in Karlsruhe, das Augustin-Bea-Haus (ABH) und das Reinhold-Schneider-Haus (RSH). Beide Wohnheime tragen mit ihrer ganz eigenen Atmosphäre zu einem lebendigen Studium bei. Doch nicht nur die ideale Lage zeichnet die beiden Wohnheime aus. Besonders ist auch das hohe Engagement vieler Studierender. Es wird nicht nur nebeneinander gewohnt, sondern auch miteinander gelebt, sich füreinander eingesetzt und gemeinsam gefeiert.

Christsein im Alltag ist und bleibt auch im Wohnheimleben eine Herausforderung. Die Gottesdienste, die sich immer mit einem aktuellen Thema beschäftigen und die die Gottesdiensttoren gemeinsam mit dem Hochschulpfarrer vorbereiten, unterstützen das Leben als Christ und bereichern den Glauben mit neuen Impulsen.

An den gutbesuchten Gottesdiensten zeigt sich, dass das Interesse an einem pastoralen Angebot hoch ist und ein breiteres Angebot sehr willkommen wäre. So entstand für das Wintersemester 2013/14 für die pastorale Mitarbeiterin der Katholischen Hochschulgemeinde Karlsruhe die Aufgabe, gemeinsam mit den Studierenden der beiden Wohnheime weitere Ideen zum Ausbau des pastoralen Angebots zu entwickeln. Es stellte sich die Frage: Wie können wir unseren Glauben stärker in der Gemeinschaft leben und Momente des Nachdenkens, Betens, Gesprächs und Feierns schaffen?

Ideensammlung

Das Motto für die Ideensammlung lautete: Von Studenten für Studenten. Es wurden keine Ideen im Alleingang entwickelt, sondern immer im Austausch mit Studierenden. Schritt für Schritt gelang es mit Unterstützung der Gottesdiensttoren, weitere Heimbewohner für die Ideensammlung zu begeistern und in verschiedenen Vorbereitungstreffen die Interessen herauszuarbeiten. So entstanden für das Wintersemester 2013/14, das Sommersemester 2014 und das Wintersemester 2014/15 viele zu realisierende Aufgaben. Vor allem aber fand sich im Wintersemester 2013/14 eine engagierte Gruppe zusammen, die immer wieder zusammenkam, aktuelle Themen besprach und weitere Studierende motivierte mitzumachen.

Das neue pastorale Angebot

Rorate-Gebete während der Adventszeit anzubieten, war die erste Idee, die realisiert wurde





Gottesdienst KHG Karlsruhe Foto: KHG Karlsruhe

und lockte viele junge Leute zur Vorbereitung an. Nach dem eingangs beschriebenen Erfolg der ersten Veranstaltung wurden die weiteren Gebete beschwingt vorbereitet und auch das Frühstück konnte angemessen geplant werden, so dass niemand hungrig in die Vorlesung losziehen musste.

Im Sommersemester 2014 richtete sich der Fokus auf die Organisation einer Taizé-Fahrt und die Gestaltung eines Taizé-Gebets, um die neu erlernten Lieder unter die Studierenden zu bringen.

Das Wintersemester 2014/15 wird wahrscheinlich wieder Neues mit sich bringen: neue Heimbewohner, neue Interessen und Begabungen. Geplant sind neben den Gottesdiensten und Rorate-Gebeten einmal im Monat stattfindende morgendliche Andachten mit Frühstück sowie ein Deutsch-Konversationskurs für ausländische Studierende.

Das letzte Jahr brachte viele pastorale Veränderungen für die beiden Wohnheime. Vor allem aber entstanden Momente, in denen Studierende immer wieder neu zusammenkamen, um sich über ihren Glauben austauschen zu

können, oder einfach nur um Kraft zu schöpfen. Es bleibt spannend, welche Veränderungen das neue Semester mit sich bringen wird, wichtig bleibt dabei, dass die Ideen gemeinsam entstehen! «

Autor

Aleksandra Karolak, M.A., ist pastorale Mitarbeiterin in der Katholischen Hochschulgemeinde Karlsruhe. Sie studierte Erziehungswissenschaften auf B.A. in Regensburg und absolvierte in Karlsruhe den Masterstudiengang Interkulturelle Bildung, Migration und Mehrsprachigkeit.



Dem Campus eine soziale Gestalt geben

Interview mit Prof. Dr. Rudolf Steinberg,
ehemaliger Präsident der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Im Herbst 2008 wurden auf dem Campus Westend das katholische Alfred-Delp-Haus und das evangelische Susanna-von-Klettenberg-Haus in Betrieb genommen. Die aus sieben Gebäuden bestehenden Wohnheime bilden eine architektonische Einheit und bieten insgesamt 425 Studierenden Platz. Im Interview erläutert Prof. Steinberg die Entstehungsgeschichte.

irritatio: *Im Zuge der Standortneuordnung der Goethe-Universität Frankfurt wurden zwei kirchliche Wohnheime direkt auf dem Campus Westend der Universität angesiedelt. Warum wurde die Entscheidung getroffen, zwei kirchliche Wohnheime in solch prominenter Lage zu platzieren?*

Rudolf Steinberg: Nach dem städtebaulichen Wettbewerb für den neuen Westend-Campus war für mich klar, in das Zentrum des neuen Campus nicht das Verwaltungsgebäude, wie es das Konzept des Preisentwurfs vorsah, sondern Studentenwohnheime zu setzen. Denn nicht das Präsidium und die Verwaltung stehen im Zentrum einer Universität, sondern die Studierenden.

Die beiden Hochschulgemeinden ebenso wie der damalige Bischof von Limburg, Kamphaus und der damalige Kirchenpräsident Steinacker unterstützten den Plan, hier kirchliche Wohnheime zu errichten. Auf diese Weise sollten nicht nur die Wohnbedürfnisse der Studierenden befriedigt, sondern auch ein inhaltliches Angebot für die Mitglieder der Universität geschaffen werden. Auch die da-

malige hessische Landesregierung, die Minister Corts und Weimar, haben die Realisierung finanziell gefördert, um mit den Wohnheimen wie auch dem damit verbunden „Haus der Stille“ eine „Seele des Campus“ zu verwirklichen.

Wer war Initiator des Projekts, die Universitätsleitung oder die Kirchen?

Die Kirchen haben den Vorschlag des Präsidiums sofort aufgegriffen und sich in ihren Gremien für die Verwirklichung eingesetzt. Ganz wesentlich für den Erfolg des Projekts war die tatkräftige Mitwirkung der beiden Studierendenpfarrer, Pater Löwenstein SJ und Pfarrer Eckert, die sich auch in dem nicht immer einfachen Diskussionsprozess ihrer Kirchen für das Vorhaben eingesetzt haben.

Welche Erwartungen knüpfte die Universitätsleitung an diese Entscheidung? Und welche Erwartungen hatte die Universitätsleitung dabei an die Träger der Wohnheime, also die evangelische und die katholische Kirche?

Natürlich war die wichtigste Erwartung, günstigen Wohnraum für die Studierenden in der

Mitte des neuen Campus zu schaffen. Darüber hinaus ging es aber auch um ein inhaltlich-geistiges Angebot der beiden Hochschulgemeinden, das von anderen Trägern wie etwa dem Studentenwerk nicht hätte erbracht werden können.

Die Wohnheime wurden darüber hinaus nach der Aufgabe des traditionellen Universitätscampus in Bockenheim der Sitz der beiden kirchlichen Hochschulgemeinden. Diese verfügen hier über große und kleine Gemeinschaftsräume, die für zahlreiche Aktivitäten zur Verfügung stehen.

Mit dem neben den Wohnheimen errichteten „Haus der Stille“ entstand ein Gebetsraum für Gläubige aller Konfessionen, durch den vor allem auch die Bedürfnisse der muslimischen Mitglieder der Universität berücksichtigt werden konnten.

Liegen diese Aktivitäten der Universität nicht jenseits ihres Auftrages, Forschung zu betreiben und junge Menschen für ihr späteres Leben und einen Beruf zu qualifizieren?

Die Frage ist berechtigt. Denn selbst wenn man den heute und seit langem zunehmend vernachlässigten Bildungsauftrag der Universität unterstreicht, dann handelt es sich hierbei nur um – so Wilhelm von Humboldt – „Bildung durch Wissenschaft“, nicht aber „Bildung durch Religion“. Gerade der Bildungsauftrag weist aber in die richtige Richtung: Auch wenn eine säkulare Universität Bildung durch Religion nicht selbst betreiben kann, so kann sie doch akzeptieren, dass menschliche Bildung auch in diesem Bereich stattfindet. Und ohne sich hiermit zu identifizieren, kann sie derartige Aktivitäten – genauso wie künstlerische oder musische Betätigungen – fördern. Sie erwartet davon, dass ihre eigenen wissenschaftlich fundierten Bildungsanstrengungen durch ein Bildungsangebot anderer ergänzt werden. In diesem Sinne könnten auch die Wohnheime mit

ihren zahlreichen Programmen und das „Haus der Stille“ zur Seele des Campus werden und damit eine Funktion wahrnehmen, die einer säkularen Universität selbst nicht zukommen kann. Damit ist aber auch die äußerste, die heute noch einzig mögliche Form der Religiosität auf einem säkularen Universitätscampus erreicht. Diese Form stellt ein Angebot dar, das auf den religiösen Pluralismus antwortet und gleichzeitig das Religiöse im öffentlichen Raum erhält. Die Alternative dazu wäre nicht die Wiederbelebung der Symbole einzelner Religionen innerhalb der Universität, sondern ein strikter Laizismus.



Rudolf Steinberg

lehrte von 1980 bis 2000 Öffentliches Recht, Umweltrecht und Verwaltungswissenschaften an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, als deren Präsident er von 2000 bis Ende 2008 tätig war. 2013 veröffentlichte er die Monographie *Die Repräsentation des Volkes – Menschenbild und demokratisches Regierungssystem*.

Gab es Widerstände gegen die Entscheidung der Ansiedlung der kirchlichen Wohnheime? Gab es etwa Bedenken bezüglich einer Verletzung des Grundsatzes, weltanschaulich neutral zu sein? Nein, derartige Bedenken sind nicht geäußert worden. Im Vordergrund stand vielmehr der Dank an die Kirchen, sich mit erheblichen Mitteln an dem Bau von mehr als 400 Wohnheimplätzen zu engagieren.

Wer hat den Wohnheimbau finanziert?

Die Baukosten für die Wohnheime einschließlich der Gemeinschaftsräume haben ausschließlich die Kirchen bzw. kirchliche Einrichtungen – wie der Bauverein Katholische Studentenheime, der Bischöfliche Stuhl oder der katholische



Das Alfred-Delp-Haus

Foto: Jochen Kratschmer

Dekan in Frankfurt – getragen. Das Land hat kostenlos das Grundstück zur Verfügung gestellt und die erheblichen Erschließungskosten übernommen. Das „Haus der Stille“ wurde mit 800.000 Euro ausschließlich vom Land finanziert.

Sind die Wohnheime für alle Studierenden offen?

Natürlich. Das war eine selbstverständliche Voraussetzung für die Überlassung des Grundstücks an die Kirchengemeinden.

Welche erste Bilanz können Sie nach fünf Jahren Erfahrung mit der Präsenz der Wohnheime mitten auf dem Campus ziehen?

Bei der Feier aus Anlass des fünfjährigen Bestehens der Wohnheime konnte ein reiches soziales, kulturelles und spirituelles Leben vorgestellt werden. Mit dem vielbesuchten Café wurde ein sozialer Treffpunkt in der Mitte des Campus geschaffen. Im Juli 2014 brachten bei der Verabschiedung des Studierendenpfarrers Hartmann SJ Studierende ihre enge Verbun-

denheit mit der Hochschulgemeinde und ihren Dank für wichtige Anregungen für ihr Leben zum Ausdruck, die sie durch das Studium allein nicht hätten erfahren können. Dass religiöses Leben zu Anfang des 21. Jahrhunderts – noch – Platz in der Mitte einer staatlichen Universität finden konnte, wurde insgesamt als Glücksfall empfunden.◀◀

Wie lebt es sich so im katholischen Wohnheim?

Interviews mit Bewohnerinnen und Bewohnern des Heidelberger Albertus-Magnus-Hauses

Wie erleben Studierende das Wohnen im katholischen Wohnheim? irritatio hat sieben Bewohnerinnen und Bewohner des Albertus-Magnus-Hauses (AMH) in Heidelberg danach gefragt. Das AMH ist ein von der Katholischen Gesamtkirchengemeinde Heidelberg getragenes Haus mit 64 Einzelzimmern. Es steht Studierenden aller Fachrichtungen, Nationalitäten und Religionen offen, die an Heidelberger Hochschulen studieren. Im AMH wird Wert darauf gelegt, ein vielfältiges Gemeinschaftsleben zu fördern und eine Atmosphäre von Zuhause, Akzeptanz und gegenseitigem Respekt zu schaffen. Mehr Informationen unter www.amh-heidelberg.de Die Fragen stellte die Heimleiterin Judith Babl.

Interview mit Christina Meyer

irritatio: Was bedeutet es für Dich, in einem katholischen Wohnheim zu wohnen?

Was ist Deiner Meinung nach das Besondere an einem Wohnheim wie dem AMH?

Christina Meyer: Nun auf den ersten Blick ist das AMH ein Wohnheim wie einige andere auch: Ein Konglomerat aus unterschiedlichen Charakteren und Mentalitäten, Freundschaften, Emotionen, Alltäglichem. Ein Studentenwohnheim ist ein Ort, an dem ich besondere Menschen kennen lernen darf oder aushalten muss, verrückte Ideen zustande kommen, Pläne geschmiedet werden, Tränen getrocknet und hervorgerufen werden, ein Stück Lebensgeschichte geschrieben wird. Im AMH haben all diese Charaktere für mich ein Gesicht und diese Geschichten und Erlebnisse sind die Geschichten von mir und meinen Mitbewohnern. All dies prägt und wird uns in



Christina Meyer, 26, studiert evangelische Theologie, wohnt im AMH seit zwei Semestern.

Erinnerung bleiben. Dadurch wird das AMH für die, die dort wohnen oder gewohnt haben, zu etwas Besonderem.

Hast Du ein Ehrenamt bzw. eine Aufgabe im Wohnheim?

Ich probiere immer mal etwas Neues. Über den eher klassischen Einstieg mit Andachtsvorbereitungen bin ich zur Homepagepflege gewechselt. Im kommenden Semester werde



ich Teil des Heimquintetts, des studentischen Leitungsgremiums, sein und bin schon sehr gespannt darauf, welche Funktion ich dort übernehmen werde.

Wie erlebst Du die Gemeinschaft und das Zusammenleben im Wohnheim?

Wer sich hier bewirbt, hat meist ein Interesse daran, in einer Gemeinschaft zu leben und dies spürt man auch. Das Zusammenleben ist nicht immer einfach, aber sehr bereichernd. Man lernt, miteinander auszukommen und sich mit Menschen anzufreunden, von denen man das auf den ersten Blick nicht erwartet hätte. In so einer Wohngemeinschaft ist es immer wieder spannend, wer welche Rollen einnimmt. Oft bekommen auch Menschen, die eher unauffällig sind, Anerkennung, oder denen nicht so viel zugetraut wurde, die Möglichkeit, sich mit ihren Fähigkeiten einzubringen und sie beginnen aufzublühen. Neben tiefen Freundschaften entsteht mit vielen Mitbewohnern durch das Zusammenleben ein Gefühl der Verbundenheit, das sich auch nach außen zeigt.

Wie erlebst Du Kirche und Glauben im Wohnheim?

Glaube ist im AMH kein Tabuthema, er darf selbstverständlich gelebt werden. Ich empfinde es als sehr bereichernd, gerade als evangelische Theologin, in einem katholischen Wohnheim zu leben, mit Mitbewohnern über unseren Glauben ins Gespräch zu kommen, die eigene Position zu reflektieren, Gemeinsamkeiten zu entdecken und Unterschiede zu verstehen.

Welches Angebot im AMH schätzt Du besonders?

Die Möglichkeit mit so vielen Studierenden unter einem Dach, in schönen Zimmern, in einer aktiven Gemeinschaft, die wir so vielfältig gestalten können, leben zu dürfen und deswegen mehr zu haben als einen trockenen Platz zum Schlafen. ;-) <<

Interview mit Fabian Winter

irritatio: Was bedeutet es für Dich, in einem katholischen Wohnheim zu wohnen?

Was ist Deiner Meinung nach das Besondere an einem Wohnheim wie dem AMH?

Fabian Winter: Wir leben hier nicht nur Tür an Tür, sondern wir kennen unsere Mitbewohner. Oftmals sind es die kleinen alltäglichen Dinge, die viel ausmachen. Eine ehrliches „Wie geht es dir?“ oder auch ein Geburtstagskuchen von den Mitbewohnern. Das sind alles Dinge, an die man sich schnell gewöhnt, die aber eigentlich nicht selbstverständlich sind.



Fabian Winter, 24, studiert Sonderpädagogik, wohnt seit vier Semestern im AMH.

Hast Du ein Ehrenamt bzw. eine Aufgabe im Wohnheim?

Eigentlich übernimmt jeder von uns eine ehrenamtliche Tätigkeit. Anders würde das Zusammenleben auch nicht so gut funktionieren. Ich persönlich war in den letzten Semestern gewählter Heimforumsvertreter für mein Stockwerk. In den Sitzungen des Heimforums bespricht man alle Wohnheimangelegenheiten von Sommerfest bis Semestermotto und leitet die Informationen an sein Stockwerk weiter.

Wie erlebst Du die Gemeinschaft und das Zusammenleben im Wohnheim?

Es gibt in unserem Wohnheim zahlreiche Gelegenheiten für gemeinsame Aktion. Das fördert

den Zusammenhalt. Wir starten und beenden das Semester mit einem Heimkonvent, der für alle Bewohner verpflichtend ist. Ansonsten steht es jedem frei die Angebote wahrzunehmen. Unter anderem gibt es regelmäßige Barabende, Andachten, Vorträge und gemeinsame Ausflüge. Durch die Angebote fällt es neuen Mitbewohnern nicht schwer, Anschluss zu finden.

Ich persönlich genieße aber auch die Freiheit, nicht jedes Angebot wahrnehmen zu müssen. So bleibt auch genug Freiraum für Studium und Freunde außerhalb des Wohnheims.

Wie erlebst Du Glauben und Kirche im Wohnheim?

Der Glaube spielt bei uns eine zentrale Rolle. Viele Mitbewohner sind christlich sozialisiert und engagieren sich auch deshalb im Wohnheim. Dabei sind wir ein konfessionell gemischtes Heim. Das führt zu vielen interessanten Austausch und Diskussionen. Letztlich gibt es bei vielen Wohnheimaktionen auch Kooperationen mit der Kirchengemeinde vor Ort, der KHG und anderen christlichen Wohnheimen.

Was würdest Du vermissen, wenn Du nicht mehr hier wohnen würdest?

Zuallererst würde ich meine lieb gewonnenen Mitbewohner vermissen. Ich wohne jetzt schon über zwei Jahre im Albertus-Magnus-Haus. Beim meinem Einzug kannte ich fast niemanden. Inzwischen habe ich viele gute Freunde gefunden, die praktischerweise auch meine Mitbewohner sind. «

Interview mit Johann H. Kim

irritatio: Was bedeutet es für Dich, in einem katholischen Wohnheim zu wohnen?

Was ist Deiner Meinung nach das Besondere an einem Wohnheim wie dem AMH?

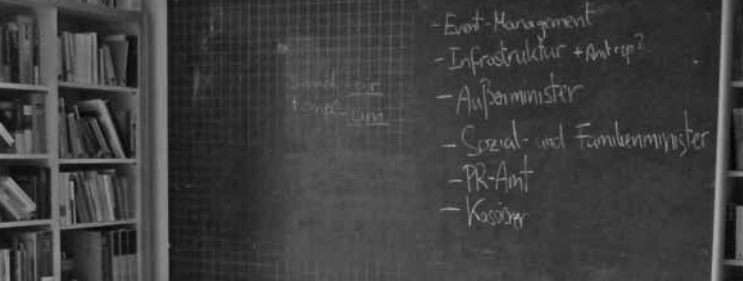
Johann H. Kim: Da ich die Oberstufe auf einem Internat verbracht habe, suchte ich auch im Laufe des Studiums nach einer ähnlichen Atmosphäre. Diese habe ich im AMH gefunden: Anders als in „normalen“ Wohnheimen ist es hier sehr persönlich, man kennt und schätzt die Mitmenschen im Haus, wir unternehmen viel und ich kann hier – im wahrsten Sinne des Wortes – über Gott und die Welt diskutieren. Außerdem habe ich durch das Wohnheim Menschen kennen gelernt, die etwas anderes als ich studieren, so dass ich auch fachlich über den Tellerrand schauen kann. Das Besondere hierbei ist vor allem auch die Intensität der Begegnung.



Johann H. Kim, 24,
promoviert in Jura,
wohnt seit vier Semestern im AMH.

Hast Du ein Ehrenamt bzw. eine Aufgabe im Wohnheim?

Ja, ich war Stockwerkssprecher, Wohnheimsprecher und Mitglied im „Heimquintett“. Auch das ist etwas, was das Haus auszeichnet: die Mitgestaltung des Wohnheimlebens und des Semesterprogramms durch die Bewohner.



Wie erlebst Du die Gemeinschaft und das Zusammenleben im Wohnheim?

Mir gefallen die Gemeinschaft und das Zusammenleben im Haus. Ich würde vieles im Haus mit Spontaneität umschreiben. Wenn ich mal Ruhe brauche, kann ich mich zurückziehen. Wenn ich etwas unternehmen will, geht das auch sehr einfach. Wenn 17 Leute auf einem Stockwerk zusammen wohnen und sich die Küche teilen, könnten zwar Probleme auftreten, aber erstaunlicherweise gab es in den zwei Jahren, die ich hier wohne, kaum Konflikte – das spricht auch für die Gemeinschaft im Haus.

Wie erlebst Du Glauben und Kirche im Wohnheim?

Es gibt im Haus unterschiedliche Möglichkeiten, den Glauben zu leben. Ich finde es beispielsweise richtig schön – und m.E. ist das überhaupt nicht selbstverständlich –, dass wir häufig sonntags gemeinsam in den Gottesdienst gehen. Darüber hinaus gibt es viele Andachten, aber vor allem prägten mich einige Begegnungen und Gespräche, die ich mit Mitbewohnern geführt habe.

Warum hast Du Dich gerade für das katholische Wohnheim entschieden?

Ich hatte eine Zusage erhalten und wollte mich nicht in den schwierigen Markt der Wohnungssuche begeben. Beworben hatte ich mich, weil ich nach einer Gemeinschaft gesucht habe, in der ich mich wohlfühlen kann. «

Interview mit Madeleine Paré

irritatio: Was bedeutet es für Dich, in einem katholischen Wohnheim zu wohnen?

Was ist Deiner Meinung nach das Besondere an einem Wohnheim wie dem AMH?

Madeleine Paré: In einem katholischen Wohnheim zu wohnen, das heißt, die Brüderlichkeit im Alltag zu erleben, Geschwister entdecken in den Menschen, die das gleiche Ideal vom Zusammenleben haben, gemeinsam versuchen das Evangelium in die Praxis umzusetzen. Das Besondere im AMH ist dieses perfekte Gleichgewicht zwischen dem Respekt für die einzelne Person und dem Sinn der Gemeinschaft.



Madeleine Paré, 21, kommt aus Frankreich, studiert Medizin, absolviert ein Erasmus-Jahr in Heidelberg und wohnt für zwei Semester im AMH.

Hast Du ein Ehrenamt bzw. eine Aufgabe im Wohnheim?

Ich arbeite im Andachtsteam mit. Das Andachtsteam bietet jede Woche ein Abendgebet über ein gewähltes Semesterthema an. Jedem hat der Gebetsleiter die Chance seine spirituelle Erfahrung teilen zu können, und die Gemeinde in sein Gebet hereinzubitten und damit bietet er jedem die Möglichkeit, neue Schlüsse für seine eigenen Glaubenswege zu ziehen.

Wie erlebst Du die Gemeinschaft und das Zusammenleben im Wohnheim?

Was ich vom Zusammenleben im Wohnheim erlebe sind: besondere großzügige Aufmerksam-



keiten, schöne Gesten der Freundschaft, Sinn für Lachen und Spielen, Freiraum für Rückblick, Aufmerksamkeit und Initiativen. Es fängt mit fröhlichem Grüßen in der Küche an und geht bis zum unvergesslichen Heimwochenende, einem der Höhepunkte dieser Gemeinschaftserfahrung.

Wie erlebst Du Glauben und Kirche im Wohnheim?

Materiell gesehen, durch die Kapelle, die ohne Pause einen Ort der Andacht bietet und ganz oben - wie eine schützende Hand - über dem Haus liegt; und durch die Kirche Sankt Raphael, die direkt hinter dem Garten liegt, und uns mit der Glocke dazu aufruft, uns einer größeren Gemeinde anzuschließen.

Und außerdem, was das Leben im AMH besonders prägt, sind die Morgenandachten, die erlauben, jeden Tag zusammen in der Gegenwart Gottes anzufangen, und seine Botschaft immer wieder ins Zentrum unserer Gemeinschaft zu stellen.

Warum hast Du Dich gerade für das katholische Wohnheim entschieden?

Für ein Erasmus-Jahr in Heidelberg habe ich ein Zuhause gesucht, in dem ich mit deutschen Studenten leben konnte, die die gleichen Werte und den gleichen Glauben teilen, und die auf kleiner Ebene gemeinsam daran arbeiten, die Welt in die beste Richtung zu drehen und das Leben mit einem fröhlichen Blick zu sehen. «

Studieren
Wohnen
LEBEN

Interview mit Johanna Deckers

irritatio: Was bedeutet es für Dich, in einem katholischen Wohnheim zu wohnen?

Was ist Deiner Meinung nach das Besondere an einem Wohnheim wie dem AMH?

Johanna Deckers: In einem katholischen Wohnheim zu wohnen bedeutet für mich, mit Gleichgesinnten zusammenzuleben und den Glauben in Gemeinschaft zu leben. Es wohnen natürlich nicht nur Katholiken im Wohnheim und das ist auch gut so. Aber alle Bewohner werden nach bestimmten Gesichtspunkten ausgesucht, so dass ein harmonisches Miteinander möglich ist. Der Glaube ist ein Anknüpfungspunkt, den fast alle gemeinsam haben. Man lebt nicht nur nebeneinander her, sondern miteinander.



Johanna Deckers, 21, studiert Musikwissenschaft und Geschichte, wohnt seit einem Semester im AMH.

Hast Du ein Ehrenamt bzw. eine Aufgabe im Wohnheim?

Ich habe zurzeit das Flügelamt inne und bin im Barsteam. Das heißt ich bin für das Wohlergehen des Flügels zuständig, der allen Bewohnern zum Üben zur Verfügung steht. Das Barsteam organisiert in regelmäßigen Abständen im Semester Barabende und ist für die Instandhaltung der Bar verantwortlich.



Wie erlebst Du die Gemeinschaft und das Zusammenleben im Wohnheim?

Natürlich leidet die Privatsphäre ein bisschen unter dem engen Zusammenleben, aber es lohnt sich, das in Kauf zu nehmen. Es gibt viele gemeinsame Aktionen und man hilft sich gegenseitig. Jeder bringt sich so ein, wie er es für richtig hält und wenn es Probleme gibt, können diese offen angesprochen werden. Man findet sofort Leute, mit denen man sich gut versteht und es bilden sich Freundschaften, die lange halten. Oft über die Zeit im Wohnheim hinaus.

Wie erlebst Du Glauben und Kirche im Wohnheim?

Glaube ist hier nicht nur ein Wort. In Andachten, gemeinsamen Kirchgängen, gemeinsamem Singen, Vorträgen, Diskussionen und Workshops zu kirchlichen Themen und zur Gemeinschaft an sich, wird hier Glaube gelebt.

Welche Erfahrungen hast Du bisher mit studentischem Wohnen gemacht?

Hier in Heidelberg ist es nicht so einfach eine Wohnung zu finden und ich habe mein erstes Semester in einem anderen Studentenwohnheim, das aus Einzelapartments besteht, gelebt. Kontakt hatte ich nur mit einer Nachbarin und mit einigen anderen habe ich höchstens mal ein Wort gewechselt. Viele habe ich leider das ganze Semester über gar nicht kennengelernt.

Über Freunde habe ich einige WG's kennengelernt. Das kann sehr gut laufen, aber ist auch bei einigen ganz schön schief gegangen. «

Studieren
WOHNEN
Leben

Interview mit Verena Möhler

irritatio: Was bedeutet es für Dich, in einem katholischen Wohnheim zu wohnen?

Was ist Deiner Meinung nach das Besondere an einem Wohnheim wie dem AMH?

Verena Möhler: Das Schöne an einem katholischen Wohnheim ist, dass zwar nicht alle Bewohner katholisch sind – das wäre ja auch langweilig ;-), dass aber die allermeisten der dort Wohnenden sich auf die eine oder andere



Verena Möhler, 23, studiert Mathematik und Latein auf Lehramt, sowie Mathematik (Bachelor), wohnt seit drei Semestern im AMH.

Weise mit (ihrem) Glauben auseinandersetzen. Da mir diese Auseinandersetzung persönlich wichtig ist, ist es eine Bereicherung, von Menschen umgeben zu sein, die diese Auffassung teilen. An der Uni trifft man leider vermehrt Menschen, die den christlichen Glauben – bzw. Glauben allgemein – stark ablehnen und auch überhaupt nicht nachvollziehen können. Insofern ist es angenehm, an einem Ort zu wohnen, an dem das anders ist.

Hast Du ein Ehrenamt bzw. eine Aufgabe im Wohnheim?

Dieses Semester war ich im Heimquintett, dem studentischen Leitungsgremium des Wohnheims. Ansonsten war ich auch schon Stockwerkssprecherin und kümmere mich gemeinsam mit einer anderen Bewohnerin um unseren Schaukasten. Das AMH lebt vom Engagement

seiner Bewohner, es gibt viele Gestaltungsmöglichkeiten, die alle sehr unterschiedlich und mit unterschiedlichem Aufwand verbunden sind, sodass eigentlich für jeden etwas dabei ist. Wenige Ausnahmen bestätigen die Regel ;-)

Wie erlebst Du die Gemeinschaft und das Zusammenleben im Wohnheim?

Toll! Ich bin wirklich – wirklich! – sehr sehr froh, in einem Wohnheim zu wohnen, in dem Gemeinschaft großgeschrieben wird. Wir sind kein anonymes Wohnheim, man kennt sich und unternimmt gemeinsame Aktionen. Besonders schön finde ich die Gemeinschaftsküchen, in denen man eigentlich immer jemanden antrifft. Trotzdem bleibt genügend Rückzugsraum – obwohl man sich schon sehr gut vom Arbeiten ablenken lassen kann... („Eigentlich wollte ich mir nur einen Tee machen... aber na gut, eine Runde kann ich wohl mitspielen... oder zwei... ach was soll's, jetzt kriege ich eh nichts mehr geschafft...“). Da ist dann eine gute Selbstdisziplin gefragt!

Wie erlebst Du Glauben und Kirche im Wohnheim?

Wie schon erwähnt finde ich es schön, dass Glaube für AMH-Bewohner kein Fremd- und kein Unwort ist. Neben unseren Andachten (etc.) im Haus gefällt mir besonders, dass wir auch gemeinsam Gottesdienste in unserem Stadtteil besuchen. Ansonsten sind es auch die alltäglichen Gespräche, in denen Glaube und Kirche Thema ist. Da dieses Thema den meisten Bewohnern wichtig ist, ergibt sich das von ganz allein... und dann wohnen im AMH ja auch noch ein paar Theologiestudierende ;-)

Welches Angebot im AMH schätzt Du besonders?

Hm. Das ist schwierig. Wenn ich mich festlegen muss... dann schätze ich besonders die Möglichkeit, immer bei jemandem klopfen zu können, wenn ich etwas brauche: Langeweile? – Mal sehen, was die anderen so machen.

Gesprächsbedarf? – Such dir jemanden zum Reden. Vergessen, Brot zu kaufen? – Macht nix, irgendjemand wird welches haben. Mitspieler gesucht? – Wird sich schon jemand finden. In meiner Küche ist es gerade sooo einsam? – Gehst du eben in eine andere.

Mein Fazit: AMH – Alles Mega Hier!«

Interview mit Sebastian Kurtz

irritatio: Was bedeutet es für Dich, in einem katholischen Wohnheim zu wohnen? Was ist Deiner Meinung nach das Besondere an einem Wohnheim wie dem AMH?

Sebastian Kurtz: Zunächst einmal lebt ein Wohnheim wie das AMH meines Erachtens von seiner besonderen Atmosphäre. Diese wird einerseits durch die Zusammenstellung seiner Bewohner als auch durch das vorhandene infrastrukturelle Angebot geschaffen. Ich treffe hier



Sebastian Kurtz, 29, studiert Philosophie, Geschichte und Politik auf Lehramt, wohnt seit einem Semester im AMH.

Menschen verschiedenster Herkunft mit unterschiedlichen Beweggründen und Zielen. All diese Leute unter einem Dach, das gibt schon eine besondere, interessante und spannende Mischung und sorgt dafür, dass einem hier nie langweilig wird, auch wenn man gerade nicht hinter Büchern sitzt. So fällt es leicht, nach stressigen Tagen nach Hause zu kommen und abzuschalten, sei es, indem man gemeinsam

kocht, man sich einfach in die Gemeinschaftsräume begibt und zusammen über Gott und die Welt spricht oder andere Dinge zusammen unternimmt.

Hast Du ein Ehrenamt bzw. eine Aufgabe im Wohnheim?

Unser Wohnheim gliedert sich organisatorisch innerhalb der Bewohnerschaft in die vier gegebenen Stockwerke. Ich selbst bin im AMH einer der Stockwerkssprecher. So ist es an mir, regelmäßig Stockwerkssitzungen einzuberufen, bei denen verschiedenste Dinge gemeinschaftlich geklärt werden, wie zum Beispiel die Vergabe von hausinternen Ämtern, Überlegungen zu neuen Anschaffungen anzustellen oder die auch einfach dem Austausch und der Umsetzung interessanter Ideen einzelner Mitbewohner dienen. Ebenso bin ich auch Ansprechpartner, wenn es mal Probleme gibt innerhalb der Bewohnerschaft. Generell liegt mein Augenmerk als Stockwerkssprecher auf der Atmosphäre in

unserem Gang.

Darüber hinaus begleite ich auch zusammen mit anderen Bewohnern das kleine, aber feine Münzamt. Wir haben im AMH auch Waschmaschinen, die jedem zur Verfügung stehen, aber eben mit Kleingeld gefüttert werden wollen. Und dass dieses eben nicht ausgeht und jemand als Wechselstube fungiert ist auch eine meiner Aufgaben.

Wie erlebst Du die Gemeinschaft und das Zusammenleben im Wohnheim?

Gerade das Zusammenleben des AMH ist das, was es meiner Meinung nach so einzigartig macht. Man kann sich, wenn man möchte jederzeit zurückziehen und eigenen Dingen nachgehen und wenn einem der Sinn nach Gemeinschaft steht, dann braucht man nur vor die Zimmertür zu treten und es findet sich stets jemand, mit dem man sich austauschen kann - sei es über wichtige organisatorische Inhalte, gerade aktuellem Universitätsstoff oder ein-



Das Albertus-Magnus-Haus in Heidelberg

Foto: Judith Babl

fach vermeintlich belanglose Dinge. Es ist hier aufgrund der vielfältigen Mischung innerhalb der Bewohnerschaft sehr einfach Kontakte zu knüpfen. Das breit gefächerte Angebot im AMH erleichtert das ganze nochmals erheblich. Ist mir gerade nicht mehr nur nach Reden, dann kann ich auch einfach Tischtennis oder Klavier spielen gehen oder ich nutze eine der anderen Möglichkeiten des Hauses mich zu unterhalten.

Wie erlebst Du Glauben und Kirche im Wohnheim?

Zu dem breit gefächerten Angebot im AMH gehören auch regelmäßige Gebetsrunden und Andachten. Diese werden von der Bewohnerschaft und unserer Heimleiterin organisiert. In jedem Falle ist es hier leicht seinen Glauben gemeinschaftlich zu leben, was sehr schön ist. Doch auch im alltäglichen Gemeinschaftsleben wird eifrig über Religion diskutiert. Dabei geht es vor allem darum, sich gegenseitig auf allen Ebenen kennen zu lernen, denn wir wissen ja: jeder Mensch ist anders und Christ ist nicht gleich Christ. Doch eben diese verschiedenen Einflüsse wahrzunehmen, die sich aus unterschiedlichen Erfahrungen speisen, geben für mich diesem Wohnheim die ganz spezielle Würze, was ich auf keinen Fall missen möchte!

Wie erlebst Du die Mitbewohner, ihre unterschiedliche Herkunft?

Wie schon erwähnt zeichnet sich das AMH durch seine heterogene Bewohnerschaft aus. Dabei ist es noch nicht mal notwendig, dass ein Bewohner aus einem anderen Land kommt, um Geschichten über seine Heimat erzählen zu können, die einem das ein oder andere Staunen entlocken. Selbstverständlich aber ist es noch mal etwas anderes mit ausländischen Studierenden zusammenleben. So erfährt man nicht nur aus nächster Nähe etwas über fremde kulturelle und religiöse Prägungen. Darüber hinaus bekommt man auch ein tolles Bild von anderen

Lebensweisen, die sich auch auf das Studium beziehen und man lernt anders an bestimmte Sachen ranzugehen, was sehr helfen kann. «

Nachdenkliches



Gastfreundschaft als Paradoxie

Wenn man dem französischen Philosophen Jacques Derrida folgt, dann hat Gastfreundschaft immer einen paradoxen Charakter (Derrida 2007). Diese Annahme begründet sich in drei Überlegungen. Erstens betrachtete Derrida die absolute Andersheit des Gastes als Vorbedingung der Gastfreundschaft. Aus ihr erwächst die Verpflichtung, den Gast als einen absolut Anderen zu empfangen, seine eigene Souveränität zurückzustellen und Gastfreundschaft absolut und unbedingt zu offerieren. Gleichzeitig setzt Gastfreundschaft Ungastlichkeit, Bedingtheit voraus. Gastfreundschaft kann nur gewährt werden, wenn ich als Gastgeber ein Haus besitze, dessen Türen ich öffnen; wenn ich Grenzen gezogen habe, die jemand überschreiten; wenn ich Besitz habe, den ich teilen kann. Beides folgt dabei nicht nacheinander, sondern im selben Augenblick, mehr noch: Der gastfreundliche Augenblick entsteht aus und in diesem Widerspruch.

Der paradoxe Charakter der Gastfreundschaft bezieht sich zweitens aber auch auf den Bereich der mit der Gastfreundschaft verbundenen Gesetzmäßigkeiten. Einerseits muss sich Gastfreundschaft in ihrer Unbedingt- und Absolutheit jenseits rechtlicher Regelungen und vor allem jenseits jeglicher Ökonomisierung bewegen. Gastfreundschaft muss absolut, unbedingt gedacht werden. Derrida möchte eine Gastfreundschaft etablieren, die die Fähigkeit

besitzt, dem Recht nicht nur gleichberechtigt gegenüber zu stehen, sondern darüber hinauszugehen und es sogar zu dominieren. So soll verhindert werden, dass einerseits zwischen einem Fremden mit einem bestimmten rechtlichen Status, der in den Genuss von Gastfreundschaft gelangt, und andererseits dem absolut Anderen – ohne Name und Status –, dem diese deswegen verweigert wird, differenziert werden kann. Allerdings ist diese absolute Gesetzmäßigkeit der Gastfreundschaft immer wieder auf die Übertretung von bedingten und relativen Gesetzen angewiesen. Ohne die relativen Gesetze, ohne Bedingungen und Begrenztheiten bliebe das absolute Gesetz der Gastfreundschaft eine Utopie.

Drittens, und hier liegt vermutlich das existenziellste Paradox, kann wahre Gastfreundschaft nur derjenige gewähren, der sich seiner eigenen, ursprünglichen Heimatlosigkeit bewusst ist. Letztendlich ist die Aufmerksamkeit auf die Gastfreundschaft gegenüber dem Tod zu richten, die sich vom Tod elementar abgrenzt (von Barlöwen 2012, S. 24).

Biblische Implikationen

Dieses Bewusstsein eines ursprünglichen Nicht-Zuhause-Seins, oder wie Heidegger es beschreibt, einer existenzialen Unheimlichkeit, findet sich bereits in der Überlieferung Israels, wobei das „schnell einmal hingegesagte Klischee von der weit verbreiteten Gastfreundschaft in den biblischen Texten“

Gastfreundschaft

(Reiterer 2012, S. 59) nicht so einfach zu greifen ist. Im Gegenteil: Es scheint so, als würden „Unbekannte“ nicht schnell, unhinterfragt, offenherzig und freudig aufgenommen, sonst hätte es der nachdrücklichen Aufforderungen, die sowohl im Ersten als auch im Zweiten Testament zu finden sind (bspw. Lev 19,34; Dtn 10,19; Röm 12,13; Hebr 13,2) nicht bedurft (ebd., S. 60f.). Dennoch weist die Bibel ein herausragendes Verständnis vom Umgang mit Fremden auf, das Ergebnis einer langen Entwicklung der Gottes- und Schöpfungsvorstellung ist: Weil Gott der Einzige und der Schöpfer ist und weil er das Land als Lebensgrundlage vergibt, darum wird die ganze Welt hineingenommen in die praktizierte Solidarität Gastfreundschaft. Die Haltung zum Fremden ist keine Frage des individuellen Anstandes mehr, sondern Auftrag an alle. JHWH steht als Autorität hinter der Freundschaft gegenüber Fremden (ebd., S. 62ff.). Im Zweiten Testament wird die Begegnung mit einem Gast dann sogar als Begegnung mit Christus selbst aufgefasst.

Die inkarnatorische Hermeneutik der Gastfreundschaft

Wenn man so will, findet in der Begegnung mit dem Gast (aus christlicher Perspektive) eine Begegnung mit dem Absoluten statt, weswegen man auch vom inkarnatorischen Charakter der Gastfreundschaft sprechen kann: In der unbedingten Gastfreundschaft tritt das unmögliche, unweltliche Ideal in eine begrenzte und bedingte Welt der Unempfänglichkeit ein. Somit kann Gastfreundschaft „als Metapher für die Tiefendimension einer Hermeneutik der Verständigung“ (von Barlöwen 2012, S. 25) und der Gottesbegegnung gesehen werden: Begegnung mit Gott kann es wie die Gastfreundschaft nur in Relation, d. h. in Beziehung geben. In ihrer absoluten Form hat Gastfreundschaft dann auch sakramentale Bedeutung, weil es in ihr um

den Vollzug von Begegnung geht. Somit ist die Hermeneutik der Gastfreundschaft auch kein theoretisches Konstrukt, sondern – trotz, oder gerade wegen aller Paradoxien – die Ermöglichung von Leben in seiner ganzen Fülle (ebd.).

Autor

Bernhard Kohl OP, Dipl. Theol., Leiter der Berliner Studierendengemeinde, Promotionsstudent im Fachbereich Moralthologie und Ethik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts M.-Dominique Chenu in Berlin und Mitglied der Arbeitsgruppe „Menschenrechte – Menschenwürde“ der Deutschen Kommission *Justitia et Pax*.

Literaturangaben

von Barlöwen, Constantin (2012): Friedenssicherung durch Gastfreundschaft, in: Friedrich Reiterer, Chibueze C. Udeani, Klaus Zapotoczky (Hrsg.), *Hospitality – A Paradigm of Interreligious and Intercultural Encounter = Intercultural Theology and Study of Religions 4*, Amsterdam, New York, 15-26

Derrida, Jacques (2007): Von der Gastfreundschaft. Wien

Reiterer, Friedrich V. (2012): Mehr als Gastfreundschaft – nämlich Liebe. Entwicklungslinien des Umgangs mit Fremden im Alten Testament, in: Friedrich Reiterer, Chibueze C. Udeani, Klaus Zapotoczky (Hrsg.), *Hospitality – A Paradigm of Interreligious and Intercultural Encounter = Intercultural Theology and Study of Religions 4*, Amsterdam, New York, 57-96

Kontext Hochschulpastoral

Das HochschulForum von KHG und ESG in München – Option für den (sogenannten) „Wissenschaftlichen Mittelbau“

„Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“

Wenn man – den Beginn von „Gaudium et Spes“, der pastoralen Selbstbestimmung der katholischen Kirche in der Welt von Heute des 2. Vatikanischen Konzils im Ohr – die Personengruppen betrachtet, die an der Universität studieren, lehren, forschen und arbeiten, und sich fragt, welche Gruppen zu den Bedrängten



Peter Blümel



Dr. Peter Marinkovic

gehören, dann wird man sicherlich an die Not ausländischer Studierender aus der sogenannten Dritten Welt denken, vor allem an die „Free-Mover“. Es wird einem auffallen, dass nicht alle gesellschaftlichen Gruppen gleichermaßen auftauchen, so dass man auch auf das Thema „Bildungsgerechtigkeit“ stoßen wird. Aber man wird auch häufig wissenschaftliche Mitarbeiter/innen in einer Qualifizierungsphase als „Bedrängte aller Art“ bezeichnen müssen.¹

Die Situation des „Wissenschaftlichen Mittelbaus“²

Die Bezeichnung „Wissenschaftlicher Mittelbau“ wird häufig als unangemessen empfunden und dennoch verwendet. In gewisser Weise drückt sich darin die „Sandwich“-Konstellation aus, in der sich wissenschaftliche Mitarbeiter sehr häufig befinden, zwischen Ansprüchen und Erwartungen vieler Professoren und den Erwartungen der Studierenden, Dienstleister zu sein.

Grob kann man zwischen drei Gruppen unterscheiden: Mitarbeiter/innen auf einer Dauerstelle, Mitarbeiter/innen auf einer Qualifizierungsstelle und „Mitarbeiter/innen“, die als „freie“ Promovenden, private Dozenten und Lehrbeauftragte über gar keine Stelle verfügen. In den letzten Jahren wurden viele unbefristete akademische Ratsstellen zugunsten von befristeten Qualifizierungsstellen abgeschafft.

Promovenden und Privatdozenten, die nicht an Lehrstühlen angestellt sind, müssen natürlich ihren Lebensunterhalt anderweitig sicherstellen, was sich auf die Qualifizierungsdauer, Wochenarbeitszeit und private Lebensgestaltung auswirkt. Diese Rahmenbedingungen führen in manchen Fachbereichen zu Beschäftigungsverhältnissen, die man prekär nennen darf.

Eine weitere Schwierigkeit entsteht durch die Konstellation, dass ein Lehrstuhlinhaber gleichzeitig Dienstvorgesetzter und Bewerber ist. Und schließlich fällt bei vielen dieser Zeitraum in eine Lebensphase, in der man häufig, endlich in gesicherten Lebensverhältnissen, gegebenenfalls mit Familie und Kindern, finanziell und gesellschaftlich stabil leben will.

Eine Besonderheit sind die „Lehrkräfte für

besondere Aufgaben“, die aus den Mitteln der Studienbeiträge finanziert wurden und der Verbesserung der Lehre dienen sollen. Um dem rechtlichen Status gerecht zu werden, sind diese Stellen sehr kurz befristet und haben hohe Lehrdeputate.

Das HochschulForum von KHG und ESG an der LMU

Das HochschulForum der KHG und ESG ist vor etwa 15 Jahren gegründet worden, um kirchlicher Präsenz an der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) eine institutionelle Form zu geben. Zu den Selbstverständlichkeiten gehört es, dass das HochschulForum als eine ökumenische Institution kirchliche Präsenz an der LMU darstellt.

Als Optionen³ konnte das HochschulForum einerseits auf eine lange Pastoral für und mit Medizinstudierenden zurückgreifen und hat sich inhaltlich zunehmend auf den Dialog der Kirchen mit Naturwissenschaften fokussiert. Im Sinne einer „Option für die Armen“ wurde auch beschlossen, Angebote für den „Wissenschaftlichen Mittelbau“ zu entwickeln, die Arbeit der Selbstvertretungsgremien zu unterstützen und sich hochschulpolitisch für deren Anliegen einzusetzen. Eine zentrale Rolle spielt dabei die Zusammenarbeit mit dem Konvent der wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen an der LMU (KwdM).

Option für den „Wissenschaftlichen Mittelbau“

Ziele

Mit den Angeboten des HochschulForums, die den wissenschaftlichen Mittelbau unterstützen sollen, sind folgende Ziele verbunden:

- Zunächst sollen subsidiär Angebote geschaffen werden, die es den Mitarbeiter/innen ermöglichen, ihre wissenschaftliche Arbeit besser, effizienter und erfolgreicher zu bewältigen.
- Zum zweiten sollen Angebote geschaffen

Plakat für eine Veranstaltung des HochschulForums

werden, in denen die Arbeitsbedingungen reflektiert, beraten und auf der politischen Ebene zum Thema gemacht werden können.

- Drittens sollen die universitären Gremien unterstützt werden, die die Interessen der wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen in der Universität vertreten, v.a. der Konvent der wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen.
- Viertens sollen die Situation, die Sorgen und Ängste des „Wissenschaftlichen Mittelbaus“ auch von der KHG und ESG bei entsprechenden Gelegenheiten zum Thema gemacht werden (wie z.B. in Gesprächen mit Vertretern des Wissenschaftsministeriums oder auch durch einen Medienbeitrag).

Natürlich ist zu bedenken, dass KHG, ESG und ihr HochschulForum kleine Akteure an der großen und unübersichtlichen LMU sind und natürlich ist immer zu berücksichtigen, dass die wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen selbst Subjekt ihrer Interessen sind.

Angebote

Unter der Bezeichnung „UniKarriere“ wurden Veranstaltungen an der LMU initiiert, in denen Themen aufgegriffen wurden, die für die Arbeit des wissenschaftlichen Mittelbaus interessant sind. Beispielhaft seien genannt: „Professor/in werden“, „Lehre zum Nulltarif? Forschung im Billiglohniveau? Prekäre Beschäftigungsverhält-

nisse an der Universität“ (mit einem Vertreter des bayr. Wissenschaftsministeriums, einem Vizepräsidenten der LMU und dem Sprecher des KdwM), „Perfekte/r Mutter/ Vater und gleichzeitig exzellente/r Wissenschaftler/in“ mit der Frauenbeauftragten der LMU, „Mittelbauer aller Fakultäten ... setzt euch zusammen!“, „Plan B??? – Was machen, wenn aus der Professur nichts wird?“ (mit einem Vertreter der Agentur für Arbeit München) und – als Folgeveranstaltung – „Ein Plan B? – Was machen, wenn aus der Professur nichts wird? Teil 2: Perspektiven für Geisteswissenschaftler/innen“ (mit einem leitenden Personal einer großen Automobilhersteller und dem Leiter von „Student und Arbeitsmarkt“).

Unter dem Titel **ThinkFood** werden wissenschaftliche Mitarbeiter/innen zu einem MittelbauTreff in einem nahegelegenen Lokal eingeladen, um so einen Kontakt, informellen Austausch und Vernetzungsmöglichkeiten zu bieten. An diesem MittelbauTreff nimmt der Sprecher des KdwMs regelmäßig teil, um so unkompliziert ansprechbar zu sein.

Als drittes Element organisiert das HochschulForum seit vielen Jahren Begleitangebote für Promovenden. In diversen interdisziplinären **Promovendengruppen** wird – ähnlich wie in Selbsthilfegruppen in anderen Lebensherausforderungen – Informationsaustausch, Diskussion von Fragestellungen und „roten Fäden einer Arbeit“ sowie gegenseitige Solidarisierung und Empowerment ermöglicht.

Ähnliches geschieht in einer „**Intervisionsgruppe Mittelbau**“, die inzwischen seit vielen Jahren immer wieder mit neuen Teilnehmer/innen arbeitet.

Perspektiven: Option für die Armen in der Eliteförderung?

Seit über einem Jahrzehnt treten in der universitären Landschaft wieder stärker und deutlicher die Kategorien Elite, Exzellenz etc. als

handlungsweisende Maxime hervor. Allerdings ist bei vielen Hochschuleseelsorger/innen eine große Skepsis gegenüber diesem Elitedenken zu beobachten und ein Parteiergreifen gerade für internationale Studierende oder auch für Studierende aus bildungsfernen Schichten, sogenannte Arbeiterkinder, festzustellen. Darin drückt sich sicherlich aus, dass die „Option für die Armen“ – berechtigterweise – eine wesentliche Orientierungskategorie im pastoralen Handeln vieler Kolleg/innen ist.

Aus unserer Sicht ist es aber wichtig, auch eine Option für die Angehörigen des wissenschaftlichen Mittelbaus zu setzen. Sie hoffen, später einmal eine gesicherte und erfüllende Position in Forschung und Wissenschaft zu erreichen und sind deshalb jetzt bereit, diese prekäre Situation auszuhalten. In ihrer aktuellen Lage nehmen sie ein großes Risiko und erhebliche Unsicherheiten auf sich und müssen oft große „Bedrängnisse“ durchstehen.

- ¹ Dieser Absatz ist deutlich von dem Autor geprägt, der kath. Hochschuleseelsorger ist und trägt dem Rechnung, dass dieser Artikel in einer Zeitschrift erscheint, die von einer Einrichtung der kath. Kirche herausgegeben wird.
- ² An dieser Stelle wäre es erforderlich, genauer und mit validen Zahlen die Situation des „wissenschaftlichen Mittelbaus“ darzustellen. Unsere Sicht der Dinge verdankt viel unseren Gesprächspartnern an der LMU, allen voran dem Sprecher des KdwMs, Bernhard Emmer.
- ³ An dieser Stelle wäre eine Auseinandersetzung mit der pastoraltheologischen Kategorie der Option und deren ekklesiologischen Grundlage gefordert. Dies kann aber hier nicht geleistet werden.

Autoren

Peter Blümel ist Hochschuleseelsorger in der KHG München (LMU) und u.a. verantwortlich für das HochschulForum. Er ist seit 2013 1. Vorsitzender des Forum Hochschule und Kirche e. V.

Dr. Peter Marinkovic ist Hochschulpfarrer der ESG an der LMU München, u. a. verantwortlich für das HochschulForum.

Hochschule – Bildung – Wissenschaft

Kunst, Kirche, Theologie und Hochschulbildung - Zehn Thesen zu den Potentialen eines nicht immer konfliktfreien Verhältnisses

Die diesjährige Herbsttagung der Konferenz für Katholische Hochschulpastoral (KHP), die vom 9. bis 11. September in Berlin und Erkner stattfand, befasste sich mit dem Thema „Kunst und Religionen“. Unter dem Titel „Noli me tangere“ schuf die Tagung mit vielfältigen thematischen Exkursionen in unterschiedliche Kunstbereiche Möglichkeiten, das nicht immer konfliktfreie Verhältnis zweier gesellschaftlicher Phänomene in konkreten Erfahrungen auszuloten. In der Einführung zu einem Gesprächsabend mit dem Leipziger Maler Michael Triegel stellte Jakob Johannes Koch die folgenden zehn Thesen zum Verhältnis von Kunst und Kirche vor und schlug dabei den Bogen zu einer persönlichkeitsorientierten Hochschulbildung.

Religiöse Erfahrungen sind grundsätzlich anschlussfähig an künstlerische Kommunikation

1. Ästhetische und religiöse Erfahrungen sind weitgehend strukturanalog und wirkungsäquivalent. Über die intensive Nachfrage nach ästhetischer Wirklichkeitsaneignung kann es zu einer impliziten, oft aber auch expliziten Nachfrage nach den Potenzialen religiöser Selbstexploration kommen. Als verdichtete Wirklichkeitsdeutung ist jede Kunst theologisch relevant und kann eine religiöse Funktion als Analogie, Antithese, Kontrast, Vertiefung oder Konkretisierung der Position des religiösen Subjekts übernehmen.
2. Religiöse Erfahrungen ereignen sich immer wesentlich im Modus von Virtualität. Von daher erweisen sie sich als grundsätzlich anschlussfähig an virtuelle Bild- und Sphärenkommunikation.
3. Eine Theologie, die den ganzen Menschen umfasst, kann es sich nicht leisten, ihn auf seine kognitiven Möglichkeiten einzuengen und die expressiven und emotionalen Anteile des menschlichen Bewusstseins nur insofern zum

Vorschein zu bringen, als sie in Verbal- und Schriftsprache übersetzbar sind. Folglich ergibt sich die theologische Befassung mit Kunst, Kultur und Ästhetik schon aus wissenschaftstheoretischen, d. h. theologischen und anthropologischen Überlegungen.

Theologie artikuliert sich immer in kulturellen Kontexten

4. Die vergleichende Religionswissenschaft und die Ethnologie haben uns darüber belehrt, wie wichtig Bilder und Rituale für die religiöse Anthropologie sind. Sie gehören einfach zum Menschen. Theologie artikuliert sich immer in kulturellen Kontexten, die anthropologisch gedeutet sind. Umgekehrt mündet jede Anthropologie, die ihre Endlichkeit bedenkt, letztlich in Theologie.
5. Jede pastorale Arbeit hat einen Zwischenraum darzustellen, ja auszuhalten. Es ist die eschatologische Spanne zwischen dem „schon jetzt“ und dem „noch nicht“. Diesen gleichsam karsamstäglichen Grundduktus – der unter dem eschatologischen Vorbehalt letztlich jedem theologischen Sprechen eignet – teilt die Pastoral und teilt auch die Theologie mit der Kunst, denn „weder am Tag des Grauens noch



Jakob Johannes Koch,
Alois Kölbl und
Michael Triegel (v.l.n.r.)
im Gespräch.

am Tag der Freude wird große Kunst geschaffen. Wohl aber am Samstag, wenn das Warten sich teilt in Erinnerung und Erwartung.“ (Botho Strauß)

Beredt schweigen und schweigend künden

6. Christliche Ästhetik ist eine chalcedonensische Ästhetik. Pastoral, Verkündigung und Theologie sind daher vor die Aufgabe gestellt, zur rechten Zeit vor dem Unbegreiflichen zu schweigen und zur rechten Zeit vom Menschewordenen zu künden – und an diesem aporetischen Zugleich scheitern sie zuweilen. Bedeutende Kunstwerke aber vermögen es, koinzident beredt zu schweigen und schweigend zu künden. Deshalb kann die Theologie keinesfalls darauf verzichten, sich einen Sprachgewinn durch das Kunstwerk hindurch zu erarbeiten.

7. Aber nicht nur Theologie und Kirche profitieren von den Künstlern. Sondern auch „... die Künstler profitieren, indem sie ihr Erkennen, Suchen und Fragen wiederfinden in einer Gemeinschaft von Menschen, die ihr Leben ausrichten auf ein Ziel, das zwar jenseits des Erreichbaren hier auf Erden liegt, von dem die Feier der Liturgie aber ein realer Vorgeschmack ist. Aus der Koexistenz der Feier des christlichen Glaubens und Kunstwerken heutiger

Künstler kann ein Raum entstehen, der das Sacrum, das Heilige mit unserer realen Welt wenn nicht versöhnt, so doch konstruktiv miteinander in Beziehung setzt.“ (Albert Gerhards)

Kulturelle Bildung leistet einen Beitrag zur Subjektwerdung des Menschen

8. Lernen und Lehre an der Hochschule werden überwiegend als hochqualifizierte Berufsausbildung angesehen, sie dienen dazu, die Ausgangsposition für den Arbeitsmarkt zu optimieren. Dieses Konzept unterliegt der irrigen Annahme, technische und wissenschaftliche Inhalte ließen sich aus der menschlichen Lebenswelt isolieren und ausschließlich durch methodische Modelle steuern. Es verkennt, dass alle wissenschaftlichen und technischen Dispositionen zwangsläufig in gelebte Kulturpraxis eingewoben sind: Nur Menschen können produktiv sein, nicht dagegen Geld oder Stoffe. Oberstes Kriterium des „employability“-Konzepts ist die Heranbildung effizienzmaximierter „Human Resources“, Kriterium musisch-kultureller Bildung ist letztlich ein „gutes Leben“ in geglückter menschlicher Gemeinschaft. Ohne den Schutzraum des „Übernützlichen“ (Thomas Mann) und Zweckfreien gibt es auch keine Kreativität und keine Innovation. Von Letzterem – und das ist ein „transfunktionalistisches

Paradox“ – profitiert langfristig gerade wieder die Wirtschaft, d.h. nicht nur aus Gründen der Humanität, sondern auch um der Funktionstüchtigkeit des Marktes willen darf der Hochschulsektor nicht gänzlich der Marktlogik unterworfen werden.

9. Eine in diesem Sinn interdisziplinär angelegte kulturell-ganzheitliche Bildung und niederschwellige Pastoral arbeitet also nicht zum Selbstzweck, sondern sie leistet einen Beitrag zur Subjektwerdung des Menschen, zur Humanisierung der Gesellschaft und zum Blühen eines Gemeinwesens. Sie bringt Menschen miteinander in Kontakt, fördert den Dialog zwischen Personen, Generationen und Gruppierungen, stellt Verknüpfungen zu anderen Handlungs- und (Be-)Deutungsfeldern her und bietet ein Forum für den systemtranszendierenden Diskurs. Die ethische Sensibilisierung, d. h. das Ringen um das rechte Handeln und richtige moralische Urteil, findet in einem solchen Setting eine gute Motivationsgrundlage.

10. Auf Systemtranszendierung ausgelegte Bildungsarbeit bewirkt eine Initiation in das Geheimnis, dass die Welt aus mehr besteht als jenem, was sich in empirisch-logischen Zeichensystemen und in „measurable impacts“ lesbar machen lässt. Deshalb kann der Austausch von musisch-kultureller und theologischer Bildungsarbeit zu spannenden Synergien führen.



Herbsttagung der KHP 2014

Autor

Jakob Johannes Koch ist Kulturreferent im Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Bonn.

Informationen aus AKH – KHP – FHoK

Was Studierende über Kirche denken und was sie sich von ihr erwarten

Finanzskandale, die Diskussionen um sexuellen Missbrauch, aber auch neue Impulse durch Papst Franziskus haben in den letzten Jahren zu intensiven Auseinandersetzungen von Ka-



tholiken mit ihrer Kirche geführt. Die Frage, welche Resonanz diese kirchenpolitischen

Diskussionen bei Studierenden in den katholischen Hochschul- und Studierendengemeinden (KHG, KSG) finden, versucht zurzeit eine Arbeitsgruppe „Kirchenpolitik“ der AKH zu klären. Im Herbst 2013 entwickelte ein Team von Studierenden einen Online-Fragebogen, der im Zeitraum von November 2013 bis Januar 2014 von Interessierten im Umfeld der KHGn und KSGn beantwortet wurde. Mit annähernd 600 ausgefüllten Fragebögen haben sich überraschend viele Studierende an dieser Umfrage beteiligt. Sie äußerten sich differenziert zu ihren Haltungen gegenüber aktuellen innerkirchlichen Gesprächsthemen, wobei ein starkes Interesse an innerkirchlichen Diskussionen deutlich wurde. Zu den Themenfeldern, bei denen sich mehr als 60 Prozent der Befragten gerne in einen Dialog einbringen würden, zählen: Abtreibung, Frauenpriestertum, Zölibat, Homosexualität, Empfängnisverhütung, Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen und die Ökumene. Die Auswertung der Fragebögen, die noch bis Ende Oktober 2014 andauert, wird ein differenziertes Bild ergeben, wie sich Studierende im Umfeld der Hochschulgemeinden zur kirchlichen Lehre verhalten. Mehrere hundert von ihnen nutzten auch die Möglichkeit, im Rahmen der Befragung ausführliche thematische Rückmeldungen zu geben. Aus diesen Textbeiträgen geht hervor, dass sich viele Studierende um eine differenzierte Wahrnehmung und Beurteilung

der kirchlichen Lehre bemühten, und dass sie trotz teilweise klarer Widersprüche daran interessiert seien, die kirchliche Lehre für ihr Leben relevant zu machen, berichten die Mitglieder der Arbeitsgruppe. Eine ausführliche Dokumentation zu der Umfrage will die Arbeitsgruppe bis zur Delegiertenversammlung der AKH im November 2014 vorlegen. (Rö)

Frieden als eine Herausforderung für Christen

Frieden – das ist sicher eines der Sehnsuchts- worte unserer Zeit. Das AKH-Wintertreffen vom 17. bis 19. Januar 2014 setzte sich in Münster, der Stadt des westfälischen Friedens, damit auseinander, wie Friedensarbeit heute aussehen kann, was Frieden heute bedeutet und wie wir gemeinsam in eine gewaltfreie Zukunft gehen können. Passend zum Gedenkjahr zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde den Teilnehmerinnen und Teilnehmern die immerwährende Aktualität der Friedensarbeit deutlich, die uns konsequent auffordert, Verantwortung für Frieden und Freiheit hier und heute zu übernehmen. (Gd)

Ein Blick hinter die Kulissen des Bundestages

Einmal einen Blick hinter die Kulissen des politischen Betriebs im Deutschen Bundestag zu werfen, diesen Traum haben sich 25 politisch interessierte Studierende aus ganz Deutschland beim AKH-Hospitationsseminar im Bundestag vom 9. bis 14. März 2014 erfüllt. Im Zentrum des Seminars stand eine dreitägige Hospitation bei einem oder einer Bundestagsabgeordneten. Hier konnten die Teilnehmenden den Arbeitsalltag der Politikerinnen und Politiker hautnah erleben, die Abläufe in einem Abgeordnetenbüro kennenlernen, an Ausschuss- oder sogar an Fraktionssitzungen und an vielfältigen Lobbyveranstaltungen teilnehmen. In begleitenden Seminareinheiten

wurden verschiedene Aspekte der Bundespolitik vertieft - etwa die mediale Vermittlung von Politik, Formen und ethische Verantwortbarkeit von Lobbyarbeit oder Fragen der Offenheit des politischen Systems. Ausführlich konnten die Teilnehmenden junge Bundestagsabgeordnete zu deren Erfahrungen als Berufspolitiker befragen. Ihre eigenen Erfahrungen während der Hospitationstage reflektierten die Teilnehmenden in moderierten Austauschrunden. „Die dicht gefüllten Tage haben mir sehr geholfen, mir über meine eigenen Ziele klar zu werden, die ich mit meinem persönlichen politischen Engagement verbinde“, meinte eine Teilnehmerin. Die AKH wird das Hospitationsseminar auch im März 2015 wieder anbieten. (Rö)

Hochschulgemeinden auf dem 99. Katholikentag

„Panta Rhei“ hieß der Treffpunkt für Studierende auf dem 99. Katholikentag, der vom 28. Mai bis 1. Juni 2014 in Regensburg stattfand. Die KHG Regensburg lud ins Foyer der Zentralbibliothek der Universität ein und stellte sich und ihr Gemeindeleben vor. Außerdem konnten Interessierte im Gespräch mit Vorstandsvertretern die Arbeitsgemeinschaft Katholischer Hochschulgemeinden (AKH) kennenlernen. In der nahegelegenen Uni-Kapelle gab es mittags und abends spirituelle Impulse, und ab 23 Uhr lud die KHG in ihre Räumlichkeiten zur Mitternachtsknei-

pe. Weitere Höhepunkte waren am Freitag die Podiumsdiskussion „Vom Atheismus lernen“ mit dem Prager Religionsphilosophen Thomas Halik und abends das Internationale Fest in der Evangelischen Studierendengemeinde. (Wi)

Interdisziplinäre Auseinandersetzungen mit Entgrenzungen in Europa

Vom 27. Juli bis 3. August 2014 setzten sich rund 120 Studentinnen und Studenten sowie Hochschuleseelsorger und -seelsorgerinnen bei der 83. Salzburger Hochschulwoche mit Fragen rund um Europa auseinander. Die interdisziplinäre Anlage der akademischen Woche ermöglichte es, den eigenen fachlichen Blick auf Europa vielfältig zu erweitern. Das Direktorium der Hochschulwoche wie auch Stadt und Land Salzburg sorgten dazu für ein abwechslungsreiches Kulturprogramm. „Die einmalige Mischung aus Vorträgen, die zu neuen Denkweisen herausfordern, die wunderbare Möglichkeit als Student etwas von den Salzburger Festspielen zu erleben und in der freien Zeit nicht nur die Stadt und die österreichische Kaffeehauskultur kennenzulernen, sondern dabei auch noch interdisziplinär ins Gespräch kommen zu können, machen diese Woche in Salzburg so besonders“, erzählt Charlotte Dietrich (Regensburg). Auch die Hauptamtlichen in der Hochschulpastoral kamen auf ihre Kosten. Andreas Ihm (Augsburg) stellt nach der Woche fest: „Auch in diesem Jahr gab es in



Hospitationsseminar
2014 der AKH

Salzburg wieder die Gelegenheit, sich in einer wunderschönen Stadt zugleich fortzubilden und neue Kontakte zu knüpfen. Das Thema Europa war dabei hochaktuell, immerhin erlebe ich in meiner KHG sehr stark, dass die Hochschullandschaft immer internationaler wird.“ (Gd)

Gemeinsame Fahrt nach Rom im März 2015

„JETZT ABER – so spricht der Herr.“ Unter dieser Überschrift machen sich vom 1. bis 8. März 2015 über 120 Studentinnen und Studenten aus ganz Deutschland gemeinsam mit ihren Hochschuleseelsorgerinnen und Hochschuleseelsorgern auf den Weg nach Rom. Die erste gemeinsame Wallfahrt der AKH soll die überregionale Gemeinschaft des Glaubens erlebbar machen. Und dies nicht nur auf der nationalen Ebene – ein besonderes Highlight werden sicher die Treffen mit den katholischen Hochschulgemeinden in Rom sein, die einen besonderen Blick über den eigenen Tellerrand hinaus ermöglichen. (Gd)

Akademischer Mittelbau im Fokus

Der akademische Mittelbau erscheint oft als der unsichtbare Teil einer Universität. Diese Zielgruppe mit ihren eigenen Themen, Problemen und Bedürfnissen in den Mittelpunkt zu stellen war das Anliegen der Frühjahrsfortbildung der



KHP, die vom 17. bis 19. Februar 2014 in Würzburg stattfand. Von den prekären Beschäftigungsverhältnissen über die zum Teil kurze Verweildauer an einer Universität bis hin zu Lebens- und Zukunftsträumen der jungen Erwachsenen wurde hier eine ansonsten wenig beachtete, aber für den Hochschulbetrieb essentielle Zielgruppe betrachtet, um sie zukünftig in das Programm der Hochschulgemeinden einbinden zu können. (Gd)

Kunst und Religion – Erkundungen in Berlin

Rund 100 Hochschuleseelsorgerinnen und -seelsorger sowie Hochschulreferentinnen und -referenten aus den Bistümern loteten auf der KHP-Herbsttagung vom 9. bis 11. September 2014 in Berlin und Erkner unter dem Titel „Nolite tangere“ das Verhältnis von Kunst und Religion aus. „Die Kirche braucht die Kunst unbedingt!“ betonte Jakob Johannes Koch, Kulturreferent der Deutschen Bischofskonferenz, eingangs in einem Gespräch mit dem Leipziger Maler Michael Triegel. Koch verwies darauf, dass bereits im II. Vatikanum der zeitgenössischen Kunst und der Kunst aller Völker besondere Bedeutung beigemessen worden sei. Michael Triegel, bekannt für seine figurativen Gemälde, bekannte offen, dass er für sein persönliches Schaffen die Auseinandersetzung mit der Kirche brauche.

Dass es auch Künstler gibt, die Kirche und Religion für ihr Schaffen nicht benötigen, erfuhren die Teilnehmenden am zweiten Tag, an dem sie in insgesamt elf Exkursionen an verschiedenen Orten der Berliner Kunst- und Kulturszene unterschiedliche Formen der Beziehung zwischen Kunst und Religion in direkter Begegnung erkundeten: in der Fotografie, im Theater, in der Literatur, im Film, in der Malerei, in der Präsentation von Kunst in sakralen Räumen und in der Gedenkstättenkultur. Die Begegnungen mit Kunstschaffenden und die Erfahrung von Räumen der Kunst wirkten auf die Teilnehmenden zugleich irritierend, provozierend und inspirierend. Auf vielfältige Weise gelang es der Tagung, bei Hochschuleseelsorgerinnen und -seelsorgern das Interesse an Kunstschaffenden und an Kunst zu wecken. Die Teilnehmenden erfuhren, dass die Auseinandersetzung mit Kunst einen Zugang zu Fragen eröffnet, die über das alltägliche Leben hinausgehen. Und genau im Stellen solcher Fragen und beim Suchen nach Antworten will

Hochschulseelsorge ja Menschen an den Hochschulen begleiten. (Rö)

Hochschulpastoral in pastoralen Strukturierungsprozessen herausgefordert

Wie können sich die Hochschulgemeinden in den Bistümern so positionieren, dass sie als eigenständige Handlungsfelder der Kirche wahrgenommen und wertgeschätzt werden? Mit dieser Frage beschäftigte sich der Geschäftsführende Ausschuss der KHP (GA) in seiner Sitzung am 2. und 3. Juni 2014 in Kassel. In zahlreichen Diözesen spielen sich zurzeit Veränderungsprozesse in den pastoralen Strukturen ab, die auch die Arbeit der Hochschulpastoral betreffen. Ihre organisatorische Eigenständigkeit, die sie als Partner gegenüber den Hochschulen auszeichnet, bleibt nicht unhinterfragt in Zeiten, in denen in den Städten größere pastorale Räume entwickelt und übergreifende Strategien für die Präsenz der Kirche im gesellschaftlichen Raum gesucht werden. Je nach Ausgangssituation bieten sich unterschiedliche Vorgehensweisen an, um Hochschulgemeinden als eigenständige Akteure zu behaupten. Der GA will in den kommenden Monaten sichten, wie sich die Hochschulpastoral in solchen Prozessen in den Bistümern positioniert. Ziel ist es, einen Überblick über bestehende Konzeptpapiere und

Handlungsstrategien zu erarbeiten, der Verantwortliche in den Diözesen dabei unterstützen kann, sich erfolgreich den Herausforderungen von pastoralen Strukturierungsprozessen zu stellen. (Rö)

Neue Grundlage für die KHP-Bildungsarbeit

Gut zehn Jahre ist es her, dass die KHP die Grundlagen für ihre überdiözesanen Fortbildungsangebote in einem umfassenden pädagogischen „Rahmenkonzept“ formuliert hat. Die Wandlungen, die sich seither an den Hochschulen und bei den Studierenden vollzogen haben, das veränderte Fortbildungsverhalten einer Mehrheit der Hochschulseelsorger und -seelsorgerinnen und nicht zuletzt der durch die finanziellen Kürzungen der Bischofskonferenz erzwungene Verzicht auf eine Bildungsreferentenstelle in der Geschäftsstelle haben dazu geführt, dass die KHP im vergangenen Jahr ihre Bildungsaktivitäten den Bedürfnissen und den eigenen Kapazitäten angepasst hat. Den Kern des Angebots bildet nach wie vor der zweiteilige „Einführungskurs Hochschulpastoral“. Hinzu kommen eine mehrtägige Frühjahrsfortbildung und je nach Bedarf mehrere regionale eintägige Fortbildungen. Ergänzend bieten einzelne Gruppen in der KHP wie etwa die in der Beratung Tätigen, die Ausländerreferenten/-innen oder



Herbsttagung der KHP in Berlin und Erkner

die Frauen eigenständig Fortbildungen an. Eine Arbeitsgruppe des Geschäftsführenden Ausschusses der KHP (GA) hat nun in diesem Sommer einen ersten Entwurf für ein neues Fortbildungskonzept erarbeitet, das diesen Veränderungen Rechnung trägt. Als inhaltlicher Bezugspunkt für die Bildungsarbeit der KHP werden in dem Konzept die Kernkompetenzen beschrieben, über die pastorale Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in den Hochschul- und Studierendengemeinden verfügen sollten. Der Entwurf des Konzeptes soll nun in den Gremien weiterentwickelt und im Herbst 2015 der Mitgliederversammlung vorgelegt werden. (Rö)

Internationalisierung der Hochschulen und der Beitrag der Kirchen

Der Wissenschaftliche Beirat des Forums Hochschule und Kirche (FHoK) befasste sich in einer erweiterten Sitzung am 19. Februar 2014 mit Gästen aus den Vorständen von AKH und KHP und aus den Diözesen mit der Frage, wie sich die Internationalisierung der Hochschulen weiter entwickeln wird, und welche Beiträge

die Kirchen zu deren Gestaltung leisten kann. Stephanie Knobloch, Leiterin des Referats Betreuungsprogramme im Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), berichtete, die Bundesregierung beabsichtige, die Zahl ausländischer Studierender bis zum Jahr 2020 weiter auf 350.000 Personen zu erhöhen. Als drängende Probleme neben der hohen Abbrecherquote nannte sie die schlechte Wohnungssituation und die fehlende Karriere- und Berufsberatung. Bernhard Esser, Ausländerreferent in der KHG Köln, unterstrich die Problematik der Studienfinanzierung bei den Studierenden aus Schweden- und Entwicklungsländern und zeigte die vielfältigen Leistungen der Hochschulgemein-

den im Feld der Beratung, Unterstützung und Begleitung ausländischer Studierender auf. In der Diskussion war man sich einig, dass bei der sozialen Integration ausländischer Studierender weiterhin großer Handlungsbedarf bestehe. In der Zusammenarbeit von Hochschulen, Studentenwerken, studentischen Initiativen und den Hochschulgemeinden liege hier Potential zur Gestaltung einer gastfreundlichen Kultur an den Hochschulen offen. (Rö)

BAföG als gesellschaftspolitisches Instrument wahrnehmen

In diesem Herbst hat die Bundesregierung eine BAföG-Reform für das Wintersemester 2016/17 in die parlamentarische Beratung eingebracht. Sie ist mit einer grundlegenden Veränderung des Finanzierungsmodus verbunden. Zukünftig soll der Bund die gesamten Kosten für das BAföG tragen. Die öffentliche Debatte der Reform hat sich bisher stark auf diesen Aspekt konzentriert und auf die Frage, inwieweit die Fördersätze erhöht und die Bedarfsgrenzen neu definiert werden sollen. Zu Beginn der BAföG-Diskussionen im Frühjahr hatte der FHoK-Vorstand in einer Pressemeldung wichtige gesellschaftspolitische Aspekte des BAföG ins Bewusstsein gerufen. Er forderte die Politik dazu auf, das BAföG den veränderten Studienbedingungen und unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen in der Lebensplanung von Studierenden anzupassen und für Studierende, die sich außerhalb der Hochschule stark gesellschaftlich engagieren, flexiblere Verlängerungsmöglichkeiten einzuführen. Die katholischen Jugendverbände (BDKJ) haben dieses Anliegen in einer Stellungnahme an den Bundestag aufgegriffen. Die Absicht der Bundesregierung, den viel zu gering bemessenen Kinderbetreuungszuschlag zu erhöhen, ist aus Sicht des FHoK-Vorstandes zu begrüßen. (Rö)



Lesezeichen

Hier stellen wir aktuelle Literatur und interessante Links zum Schwerpunkttema dieses Heftes und zu anderen Hochschulthemen vor.

Deutsches Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung – Wohnraumsuche und Wohnen zu Studienbeginn, im Auftrag des Deutschen Studentenwerks, Hannover 2013. (23 Seiten, zum Download verfügbar unter <http://www.studentenwerke.de/de/content/wohnraumsuche-und-wohnen-zu-studienbeginn>)

Die Studie gibt einen Überblick über die Wohnformen von Studierenden sowie die Gründe, warum diese gewählt werden und die Probleme, die sich bei der Wohnungssuche ergeben können. Weiterhin wurden die Studierenden gefragt, ob sie die Wohnungssuche als schwierig oder nicht empfunden haben und wie lange sie für die Suche gebraucht haben. (Wi)

Deutsches Studentenwerk - Wohnraum für Studierende 2014 – Statistische Übersicht, Berlin 2014. (28 Seiten, zum Download verfügbar unter <http://www.studentenwerke.de/de/content/wohnraum-f%C3%BCr-studierende>)

Immer aktuelle Zahlen liefert die jährlich vom Deutschen Studentenwerk herausgegebene Übersicht über die öffentlich geförderten Wohnplätze für Studierende. Aufschlussreich ist die Unterbringungsquote, die 2014 bundesweit knapp zehn Prozent beträgt, unter den Bundesländern aber zwischen knapp sechs Prozent (Berlin) und ca. 14,5 Prozent (Sachsen und Thüringen) schwankt.

Die Zahl der im gesamten Bundesgebiet zur Verfügung stehenden Wohnplätze stieg in den vergangenen zehn Jahren zwar geringfügig, aufgrund der steigenden Studierendenzahlen sank die Unterbringungsquote aber von ca. zwölf auf unter zehn Prozent. Die Übersicht schlüsselt die Wohnplatzan-

gebote nach Bundesländern und Hochschulstädten auf und setzt sie in Relation zu den jeweiligen Studierendenzahlen, was einen Vergleich der Wohnsituation zwischen Ländern und Städten untereinander ermöglicht. (Wi)

Crosscloud.de – Wo sich Studieren, Wohnen und Glauben kreuzen. (www.crosscloud.de)

Mit crosscloud.de hat das Erzbistum Freiburg einen gemeinsamen Internetauftritt für all seine Hochschulangebote geschaffen. Die Seite bietet einen Überblick über die katholischen Hochschulgemeinden und die katholischen Wohnheime auf dem Gebiet des Bistums. Durch einen Klick auf den jeweiligen Hochschulstandort gelangt man schnell zu den Einrichtungen. Zitate von Studierenden, die in den Wohnheimen wohnen und/oder in der KHG engagiert sind, ergänzen das Angebot. (Wi)

Illustriertes Wohnheimwörterbuch, verschiedene Ausgaben, Berlin und Bielefeld 2013. (je ca. 17 Seiten, 0,50 Euro pro Exemplar bei postalischer Bestellung, zum kostenlosen Download verfügbar unter <http://www.studentenwerke.de/de/content/liste-der-publikationen>)

Was ist ein Putzplan? Wie funktioniert die Mülltrennung und was brauche ich, um in Deutschland ein Konto zu eröffnen? Ausländische Studierende können mit den Eigenheiten des deutschen (studentischen) Alltags erst mal ihre Schwierigkeiten haben. Abhilfe schafft das „Illustrierte Wohnheimwörterbuch“, das im Rahmen eines Projekts des Studentenwerks Bielefeld entwickelt wurde und in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Studentenwerk mittlerweile in vier Versionen vorgelegt werden konnte.

Neben der ersten Ausgabe mit den Sprachen deutsch-chinesisch-englisch gibt es mittlerweile auch die Sprachkombinationen deutsch-französisch-spanisch, deutsch-französisch-arabisch und deutsch-polnisch-russisch. (Wi)



Bundesverband freier Immobilien- und Wohnungsunternehmen e. V. - Studentisches Wohnen in Deutschland – Kurzgutachten zu Entwicklungen, Trends und Potentialen, Berlin 2013. (31 Seiten, zum Download verfügbar unter <http://www.bfw-bund.de/publikationen/gutachtenstudien.html>)

Aus der Perspektive der Anbieter von Wohnraum und Investoren beschreibt ein Gutachten des Bundesverbands freier Immobilien- und Wohnungsunternehmen die Wohnsituation für Studierende und erstellt eine Prognose für die nächsten Jahrzehnte. Demnach entspannt sich die Lage in ca. zehn Jahren, wenn aufgrund gesunkener Geburtenraten die Anzahl der Studierenden zurückgeht. Neuer studentischer

Wohnraum sollte deshalb unbedingt auch mit Blick auf eine alternative Weiterverwendung gebaut werden. (Wi)

Diskriminierungsschutz an Hochschulen. Ein Praxisleitfaden für Mitarbeitende im Hochschulbereich, Berlin 2014. (47 Seiten, zum Download verfügbar unter http://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Aktuelles/DE/2013/20130911_Leitfaden_Diskriminierungsschutz_Hochschulen.html)

„Diversity“ ist in aller Munde, vor allem an den Hochschulen, aber Diskriminierung(sschutz), quasi die andere Seite der Medaille, stand bisher eher wenig im Fokus der Hochschulleitungen. Die Antidiskriminierungsstelle des Bundes will hier Abhilfe schaffen und legte im vergangenen Jahr einen Praxisleitfaden vor, der 2014 bereits in zweiter Auflage erschienen ist. Nach einer einführenden Begriffserklärung mit konkreten Diskriminierungsbeispielen zeichnet der Leitfaden Handlungsmöglichkeiten auf. So gibt es zum Beispiel Hinweise, wie Informationsmaterialien über Diskriminierung aussehen sollten oder welche präventiven Maßnahmen ergriffen werden können. Ergänzt wird die Publikation durch hilfreiche Anlagen, u. a. durch eine Checkliste zur Einrichtung von Beschwerdestellen sowie eine Kurzinformation zum Thema Diskriminierung, die sich explizit an die Hochschulleitungen und andere Entscheidungsgremien richtet. (Wi)

Christina Ayazi. „Should I stay or should I go“ – Iranische Absolventen/innen deutscher Hochschulen. Perspektiven und Lebenswege, AUSZEIT 47, Heft 1/2, Wiesbaden 2013. (333 Seiten, 6 Euro)

Ca. 150 000 Iranerinnen und Iraner verlassen jährlich ihr Land und schätzungsweise leben etwa 25 Prozent der iranischen Akademikerinnen und Akademiker im Ausland. Diese Zahlen sind für Christina Ayazi Ausgangspunkt für ihre

Studie zu den Lebensperspektiven iranischer Absolventinnen und Absolventen deutscher Hochschulen. Mit beendetem Studium werden sie vor die Frage gestellt, ob „Gehen oder Bleiben“ die bessere Option ist. Dass es viele Möglichkeiten gibt, diese Frage zu beantworten, zeigt Ayazi mit ihrer an der Technischen Universität Berlin als Dissertation vorgelegten Arbeit auf. Die Grundlage dafür bilden 22 problemzentrierte Interviews mit Absolventinnen und Absolventen, die heute in Deutschland oder im Iran arbeiten.

Eine der zentralen Erkenntnisse der Studie ist, dass die Entscheidung für ein Leben in Deutschland oder für eine Rückkehr von den Befragten nicht als endgültig angesehen wird, denn für viele wäre eine erneute Migration vorstellbar. Diese Einstellung, die in der Literatur oft als mangelnde Integration in die Gesellschaft interpretiert wird, stellt laut der Autorin eine durch die erste Migration erworbene besondere Kompetenz dar, denn sie ist eine Coping-Strategie für ein gelungenes Leben.

Die Arbeit schließt mit Gestaltungsempfehlungen für die Praxis, insbesondere zur Neuordnung des Aufenthaltsrechts. Dies solle beispielsweise eine „Rückkehr auf Probe“ ins Heimatland ermöglichen, ohne dass dadurch das Aufenthaltsrecht in Deutschland erlischt.

(Wi)

Julia Boger. The job hunt. Return migration and labour market entries of Ghanaian and Cameroonian graduates from German universities, AUSZEIT 48, Heft 1/2, Wiesbaden 2014. (405 Seiten, 6 Euro).

Rund ein Drittel der in Deutschland lebenden Kameruner sind Studierende, die zumeist gut über die Hochschulstandorte hinweg organisiert sind und mehrere Jahre in Deutschland bleiben. Mit den Arbeitsperspektiven dieser Gruppe in ihrem Heimatland im Vergleich zu einer anderen Gruppe, Studierenden aus Ghana, befasst

sich Julia Boger in ihrer an der Bayreuther Internationalen Graduiertenschule für Afrikastudien vorgelegten Dissertation.

Auf der Grundlage von 50 mit Rückkehrern geführten Interviews zeigt die Autorin, dass der Berufseinstieg für kamerunische Absolventinnen und Absolventen (von denen nur ca. zehn Prozent überhaupt nach Kamerun zurückkehren) schwieriger verläuft als für die ghanaischen. Sie identifiziert vier typische Erfolgsstrategien des Berufseinstiegs: Durch „Erreichen“ (mithilfe der erlangten Abschlüsse), „Arrangieren“ (mit Hilfe von vor der Rückkehr gezielt kontaktierter Personen), durch „Gesponsert Werden“ (mit Hilfe von Fürsprechern, z. B. professionellen Beratern) sowie durch die berufliche Selbstständigkeit. Persönliche Kontakte spielen in Kamerun eine sehr wichtige Rolle, während es in Ghana eher möglich ist, ohne Beziehungen auf Grundlage der im Ausland erworbenen Abschlüsse eine qualifizierte Anstellung zu finden. Die Begründung dafür sieht die Autorin u. a. in der in Kamerun vorherrschenden „Fassadendemokratie“, im Gegensatz zu Ghana, wo man konsolidiertere demokratische Institutionen vorfindet. In Kamerun spiele außerdem Loyalität eine größere Rolle, in Ghana gebe es dagegen einfach einen hohen Bedarf an qualifizierten Arbeitskräften. (Wi)

Ein NachWort zu ...

Mehr als ein Dach über dem Kopf – Studierendenwohnheime in katholischer Trägerschaft

Katholische Bistümer, Siedlungswerke und Verbände bieten heute insgesamt ca. 8000 Wohnheimplätze an. Sie leisten damit einen erheblichen Beitrag, um Studierenden gute Voraussetzungen für einen erfolgreichen Studienabschluss zu ermöglichen. Unsere Wohnheime haben einen guten Ruf, weil sie durch ihre

diakonische und pastorale Ausrichtung überzeugen.

Diese Präsenz von Wohnheimen in katholischer Trägerschaft an den Hochschulen sollten wir erhalten. Wir fördern und stärken damit junge Menschen in einem entscheidenden Abschnitt ihres Lebens. Zugleich leisten wir einen wichtigen

Beitrag, Menschen verschiedener Herkunft und Kulturen auf der Basis des Evangeliums miteinander zu verbinden.

Viele Studierende, die in unseren Wohnheimen gelebt haben, bleiben auch nachher eng mit der Kirche verbunden. Sie engagieren sich ein Leben lang in der Kirche.

Investitionen in Wohnheimplätze bedeuten mehr, als ein Dach über dem Kopf anzubieten. Sie sind wichtige Investitionen für die Zukunft der Kirche. Wenn über die weitere Präsenz von katholischen Wohnheimen an den Hochschulen nachgedacht wird, kann es aus meiner Sicht nicht um einen Rückzug gehen, sondern um eine Stärkung unseres Engagements. Es geht um die Frage, was wir als Kirche neben dem Wohnraum noch anzubieten haben.

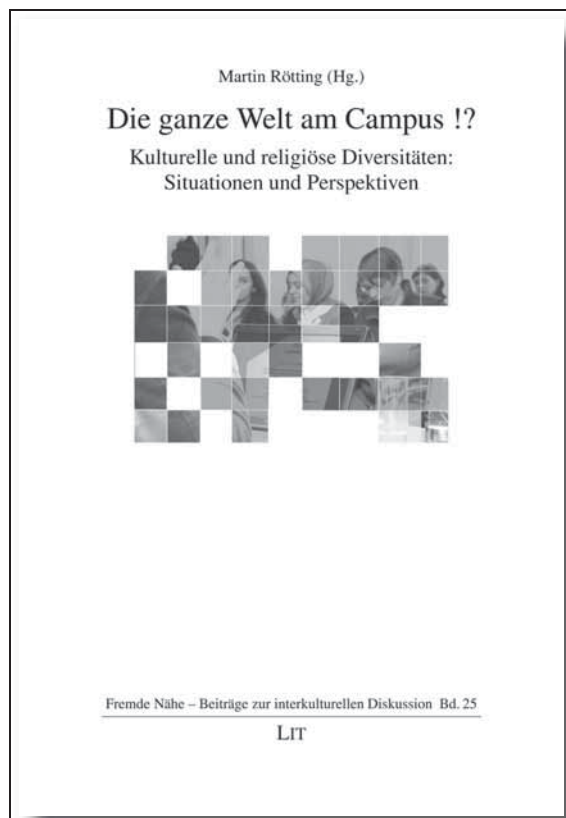
Wohnheime sind wichtige Orte der Seelsorge, Orte, an denen wir die Botschaft des Evangeliums konkret werden lassen. Es geht um viel mehr, als nur ein Dach über dem Kopf zu haben.



Foto: Bistum Münster

Autor

Weihbischof Wilfried Theising ist Weihbischof für die Region Niederrhein des Bistums Münster. Er ist innerhalb der Deutschen Bischofskonferenz zuständig für die Hochschulpastoral.



Martin Rötting (Hg.)

Die ganze Welt am Campus !?

Kulturelle und religiöse Diversitäten: Situationen und Perspektiven

Die stark international orientierte Hochschulwelt fordert zu neuen Sichten heraus. Die Beiträge des vorliegenden Bandes, Erträge aus einer Tagung in München, reflektieren die akademische Kultur in der pluralen Universität und bedenken dabei auch die Rolle der Religionen. Best-Practice-Beispiele aus dem interkulturellen und interreligiösen Bereich veranschaulichen konkrete Erfahrungen im Zusammenspiel mit der Universität als sozialem System.

Die kulturellen und religiösen Diversitäten der CAMPUSWELT lassen in sich die erforderlichen innovativen Potentiale entdecken, um auf Veränderungen an den Hochschulen angemessen zu reagieren.

Mitherausgeber sind das Forum für Hochschule und Kirche in Bonn und die Fachstelle für Hochschulpastoral der Erzdiözese München und Freising.

Dr. Martin Rötting, Studium der Religionspädagogik und -wissenschaft in München, Seoul und Dublin; Promotion in München. Referent für Internationales der Kath. Hochschulgemeinde an der LMU München

Fremde Nähe – Beiträge zur interkulturellen Diskussion, Bd. 25, 232 S., 19,90 €, br, ISBN 978-3-643-11661-1



Herausgeber:

Forum Hochschule und Kirche e.V., Bonn

Redaktion:

Dr. Lukas Rölli (v.i.S.d.P.) – (Rö)

Peter-Paul König

Jutta Wiedmann (Schriftleitung) – (Wi)

Maria Gondolf (Informationen) – (Gd)

Layout:

Marie-Theres Pütz-Böckem, Bonn

Fotos (wenn nicht anders angegeben) – S. 4, 10, 24, 32-38: Albertus-Magnus-Haus Heidelberg, alle anderen: FHoK

Druck:

Medienhaus PLUMP

Redaktionsanschrift:

Forum Hochschule und Kirche e.V.

Rheinweg 34, 53113 Bonn

Telefon: (02 28) 9 23 67-0

Telefax: (02 28) 9 23 67-15

E-mail: roelli@fhok.de

Web: www.fhok.de

ISSN 1619-6902

Auflage 2.300 Exemplare

2014

Redaktionsschluss: 31. Oktober 2014

Gefördert vom:



Impressum

O i t s t i r r i

Informationen und Anregungen für Kirche & Hochschule